

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Dreißigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1900.

1924. 15



3876



Inhalt.

Als Vater die Lampe kaufte	299
Alte und neue Männer f. Männer.	
Automobil, im	33
Bahn, die, des Lasters	42
Bilangen f. Zeichen.	
Bilder aus Byzanz	8
Brief, ein, von Friedrich Nietzsche	7
Bücherliebhaberei	84
Bücherliste	477
Bürgermeister, der neue	92
Byzanz, f. Bilder.	
China f. Notizbuch 131.	
Chlodwig f. Onkel.	
Civilstrategen	253
Credo, ohne	340
Deutschlands Entdeutschung	210
Devereux, Roy	228
Dichter, der, von Panopolis	382
Dramaturgie, Moabiter	263
Ehe f. Kultur.	
Ehen werden im Himmel geschlossen	434
Elektrotechnik, ein Handbuch der.	156
Englisches Pflaster f. Pflaster.	
Erwerbszweige, sonderbare	535
Ethik, jüdische	379
Für Rettung aus Gefahr f. Rettung.	
Gefängnisauffseher Strember	75
Generalversammlung	39
Getreideterminhandel	274
Heilkunde, primitive	149
Herbst, im	338
Hieb	200
Hypothekendarlehen	213
Jahrhunderts Reize, an des	560
Jardin des Plantes	418
Johannisfeuer f. Dramaturgie.	
Jubeljahr, das päpstliche	189
Jüdische Ethik f. Ethik.	
Jung-Stillings Schriften f. Notizbuch 219.	
Kiplings Gedichte	368
Köchin, die	471
Kohlenkampf, der	513
Kolonialpolitik, englische f. Notiz- buch 134.	
Konjunktur, eine neue	390
Kriminal-Verteidiger	494
Kreis, die unterirdische	127
Kronprinz f. Notizbuch 442.	
Krüger, der Fall f. a. Notiz- buch 440, 521.	
Kultur und Ehe	325
Kunst f. Sozialismus.	
Kunst und Sinnlichkeit	58
Ladenschlußstunde f. Notiz- buch 220.	
Lampe f. Als.	
Leib, das	233
Liberalismus	311
Libébeaut-Cody	349
f. a. Notizbuch 441.	
Literatur, Katholische	365
Los von Rom!	24, 451
Lyrik, antike und moderne	425
Mac Kinley oder Bryan?	72

Macht der Finsterniß, die f. Tolstoi.	
Männer, alte und neue.	174
Materialismus und Mystizismus	411
Memento Woltke	125
Ministerworte	357
Niquez	289
Diffhonare in China f. Notiz- buch 135.	
Rittnacht, Hermann von	568
Roabiter Dramaturgie f. Dra- maturgie.	
Woltke f. Memento.	
Rococo-Museum, das	202
Mystizismus f. Materialismus.	
Niehsche f. Brief.	
Niehsches Werk	28
Notizbuch 130, 216, 440	
Novemberstimmung	260
Ohne Credo f. Credo.	
Onkel Chlodwig	178
Panopolis f. Dichter.	
Päpstliche Jubeljahr, das f. Ju- beljahr.	
Pariser Eindrücke	14
Pflaster, englisches	143
Standbriefe	517
Pilgersfahrt	470
Pofadomsky-Wehner, Graf f. Notizbuch 441.	
Prozeßbericht	95
Prozeß Sternberg	525
Rabolin, Fürst f. Notizbuch 441.	
Reichstag, der 223 f. a. Tetralogie.	
Reigen	432
Religion, deutsche	47
Rettung aus Gefahr	1
Robin, Auguste	487
Rom f. Pos.	
Rosenmontag f. Dramaturgie. f. a. Konjunktur.	
Ruskins sentimentale Wissenschaft	158
Saalburg f. Notizbuch 141.	
Schneiberliebe	553
Schule, aus der	467
Schwiegervater, der gestoßene	169
Seelenheil	196
Selbstanzeigen 171, 258, 306, 343, 394, 509.	
Silvesterstimmung	565
Skandal, ein	183
Sozialismus und Kunst	359
Spielhagen-Banken, die	308
Spielhagen-Katastrophe, die	436
Sternberg f. a. Dramaturgie 479 f. a. Prozeß.	
Streuber f. Gefängnißauf- seher.	
Suses Gedichte f. Notizbuch 135.	
Tetralogie	399
Theaterzensur f. Notizbuch 221.	
Tolstoi in Berlin	351
Türken, die	110
Turnen und Sport 87 f. a. Notizbuch 218.	
Uncle Sam	346
Ury, Vesser	331
Velde, Henry van de	459
Verlagsrecht, deutsches	244
Verteidiger f. Kriminal.	
Weltanschauung f. Notizbuch 222	
Weltanschauungen, zwei	542
Weltpolitik, deutsche	443
Weltreisende, meine	122
Winter des Nihberggnügens, im	396
Wuppertal f. Notizbuch 142.	
Zeichen der Bilanzen, im	475



Berlin, den 6. Oktober 1900.

für Rettung aus Gefahr.

Es war am neunzehnten September 1900, an einem Tag der drei Neunen, sagten, um an das Schicksalsjahr der drei Achten zu erinnern, hochgestimmte Zeitungsschreiber. Eben hatten wir aus der lautersten Quelle offiziöser Weisheit den Trost geschöpft, Rußlands plötzlich ausgesprochene Absicht, Truppen und Gesandtschaft aus Peking zurückzuziehen, habe die Einigkeit der Mächte nicht im Geringsten gestört, werde übrigens auch gar nicht ausgeführt werden. Eben war uns, via Shanghai-London natürlich, gemeldet worden, in China herrsche Mord und Totschlag, kein Europäer sei des Lebens sicher, der Hof begünstige ganz offen den Fremdenhaß, Prinz Tuan, der Vater des Schreckens und des Thronfolgers, sei mächtiger denn je und an Ruhe und Frieden vorläufig nicht zu denken. Das klang nicht heiter. Man hatte gehofft, mit der Befreiung der in Peking gefangenen Europäer werde die Hauptsache zu Ende und die Möglichkeit zu Friedensverhandlungen gegeben sein, die der Aufmarsch der deutschen Truppen wirksam fördern werde. Nun sollte es weiter gehen. Wie weit? Das wußte Keiner zu sagen; denn das Ziel der ostasiatischen Politik des Deutschen Reiches, für die der einzige Träger der Verantwortlichkeit nicht eintreten zu wollen scheint, verbarg sich dem suchenden Blick. Aber die Mächte waren ja einig. Waren sies wirklich? Böse Menschen wagten, zu zweifeln. Die Amerikaner hatten schon rund heraus gesagt, sie würden nicht länger mehr mitmachen. Die Japaner verhielten sich schweigsam. Und daß die Russen unmittelbar vor der Ankunft des Grafen Waldersee nicht nur die Truppen, sondern auch die Gesandtschaft aus Peking zurückziehen wollten, war kein zur Hoffnung stimmendes Symptom. Da kam der neunzehnte September

und brachte die frohe Botschaft: Deutschland hat das nächste Ziel seines Wollens Aller Augen enthüllt und dem Streben nach diesem Ziel kann die Zustimmung keiner einzigen Großmacht fehlen. Graf Bülow hat vom Nordseestrand an die Mächte eine Note gerichtet, worin er erklärt, die „Regirung des Kaisers“ — der verantwortliche Kanzler soll gerade in Saffnij gewesen sein — könne den diplomatischen Verkehr mit der chinesischen Regierung erst wieder aufnehmen, wenn „die ersten und eigentlichen Anstifter der gegen das Völkerrecht in Peking begangenen Verbrechen“ ausgeliefert seien. Eine „Massen-Exekution“ aller Uebelthäter — „verbrecherische Werkzeuge“ nennt sie der Feuilletonist des Auswärtigen Amtes — „würde dem civilisirten Gewissen widersprechen. Auf die Zahl der Bestraften kommt es weniger an als auf die Eigenschaft als Hauptanstifter und Leiter. Die Regierung glaubt, auf die Einstimmigkeit aller Kabinete in diesem Punkt zählen zu können.“ Ein Jubelschrei entrang sich den von langem Hurrageheul schon etwas heiser gewordenen Kehlen der gegen Entgelt oder auf Verlegergeheiß Offiziösen. Welche staatsmännische That! Welch wahrhaft humaner Geist! (Vier Wochen vorher, nach der an den Hunnenschrecken erinnernden Rede des Kaisers, hatten die selben Leute verkündet, nur ausgemachte Narren könnten die Segnungen der Humanität und des civilisirten Gewissens ins Land der chinesischen Bestien tragen.) Die großartige Klarheit dieser machtvollen Sprache muß allen Nebel verschrecken und die Einheit der gesitteten Welt gegen das von Christenblut besleckte Barbarenthum sichern.

Seitdem sind ein paar Wochen vergangen. Die Offiziösen haben gelogen, daß die dicksten Balken sich bogen; als sie es dahin gebracht hatten, zu melden, die Zarenregierung habe ihre Absicht geändert, denn von den russischen Truppen blieben zweihundert Mann in Peking als Wache zurück, trat für eine Weile Athemnoth ein. Die Offiziellen haben jedes Stimmchen irgend einer obskuren Zeitung, die sich halbwegs freundlich über den Vorschlag des deutschen Staatssekretärs aussprach, eifrig weiterverbreitet und den Widerspruch der größten Blätter mit nicht geringerm Eifer verschwiegen. Love's labour's lost. Die Vereinigten Staaten erklärten sofort, für sie sei der deutsche Vorschlag unannehmbar. Bis heute ist noch nicht eine einzige bündig zustimmende Antwort veröffentlicht worden. Einige Mächte sollen „prinzipiell“ zugestimmt haben. Das ist, da es sich nicht um ein Prinzip, sondern um diplomatische Taktik handelt, natürlich ganz werthlos. Der Glaube des Grafen Bülow, „auf die Einstimmigkeit aller Kabinete in diesem Punkt zählen zu können“, war ein Irrglaube. Und es half dem Verfasser der gerühmten

Note auch nicht, daß er, um aufstauende Bedenken zu beschwichtigen, erklären ließ, es sei so schlimm nicht gemeint; man könne ja die Kaiserin-Regentin schonen, könne, wenn sie sich entschlief, die Großmandarinen ihrer Umgebung preisgeben, sogar direkt mit ihr verhandeln. Mit dieser Nachtragserklärung war die Episode als abgeschlossen zu betrachten. Bisher wurde Madame Tse-Si stets als die „erste und eigentliche Anstifterin“ der pefinger Verbrechen bezeichnet. Die Mandschu-Dynastie ist durch die ihr aufgezwungenen Machtschwächerungen und „Pachtungen“ längst im Ansehen erschüttert worden. Wenn sie den Rest ihrer Lebenskraft wahren wollte, mußte sie die ungestüm erwachende nationale Bewegung gegen die Fremden wenigstens heimlich begünstigen. Ihr Ressentiment und ihr Wunsch, sich zu behaupten, wirkten in gleicher Richtung zusammen; und Dynastien sind, wie Individuen, sich selbst die Nächsten. Um den bedrohlich wühlenden Patrioten Hoffnung auf bessere Zeiten zu machen, wurde Prinz Tuan, dessen Nachkommenschaft durch Tse-Sis Schlaueit von der Erbfolge ausgeschlossen worden war und der sich seit Jahrzehnten deshalb in die mandschurische Stadt Mukden verbannt hatte, im Januar 1900 nach Peking berufen und sein Sohn durch kaiserliches Dekret zur Thronfolge bestimmt. Tuan hatte stets als stärkster Hort der patriotischen Reaktion und als Erzfeind des fremden Wesens gegolten; seine Berufung war ein Programm und ließ über die Absichten der Regierung nicht den leisesten Zweifel. Nun sollte man glauben, Gesandtewürden dafür bezahlt, daß sie auf so wichtige Vorgänge achten und sie den heimischen Politikern erläutern. Das wäre ein Irrthum. Jedenfalls hat außer Herrn Pichon, dem der Bischof Fabier die nahende Gefahr deutete, keiner der in Peking beglaubigten Gesandten im Januar 1900 mit dem nöthigen Nachdruck auf die jähe Wendung der Damenpolitik am chinesischen Hof hingewiesen; und der Alarmruf des Herrn Pichon fand im Ohr der repräsentirenden Tennisspieler keinen Widerhall. Dem Freiherrn von Ketteler, dem das schwierige Terrain noch fremd war, darf man keinen Tadel ins Grab nachrufen. Das Großbritanniens Vertreter, Sir Claude Macdonald, kein beängstigend heller Kopf ist, lehrt das neue englische Glaubuch auf jeder Seite. Den Amerikanern mochte es gleichgiltig sein, wer in dem Lande herrsche, das ihnen nur ein Handelsmarkt, nicht das Ziel einer Eroberersehnsucht ist. Und die Russen, die von den meisten Chinesen gar nicht zu den „fremden Teufeln“ gezählt werden, hatten den Prinzen Tuan vielleicht in der Mandschurei kennen und als ihren Plänen ungefährlich schätzen gelernt. Das würde die wilde Wuth erklären, die gegen dieses Glied der

regirenden Mandschufamilie in der englischen Presse tobt. Da einstweilen noch nicht einmal ein amtlicher Bericht des deutschen Geschäftsträgers über die Ereignisse des Sommers veröffentlicht worden ist, können wir nicht wissen, ob Tuan zu den „ersten und eigentlichen Anstiftern“ der verbrecherischen Thaten gehört. Ist er der Hauptschuldige, dann blieb noch immer die Frage, ob man der Dynastie zumuthen könne, den angebeteten Führer der Patriotenpartei, den Vater des künftigen Kaisers, der Rache fremder Eroberer auszuliefern. Die Antwort hängt davon ab, ob man die Mandschu-Dynastie erhalten oder völlig entwurzeln will. Und in Petersburg, Paris, London und Washington ist deutlich gesagt worden, daß man auf die Erhaltung der Dynastie den höchsten Werth legt und nicht gezwungen sein möchte, den Chinesen eine neue Herrscherfamilie aufzubringen.

Das Alles muß Graf Bülow besser als der fernere Stehende wissen. Zwei Gründe könnten erklären, daß er, dem Gewandtheit nachgesagt wird, sich dennoch zur Absendung seiner Note verleiten ließ. Erstens konnte er Zeit zu gewinnen wünschen. Die Großmächte wurden nachgerade ungeduldig. Sie sahen, wie unsinnig übertrieben die Schilderung der Vorgänge gewesen war. Im Grunde wars nur eine lokal begrenzte Revolte, ein Auflackern des fanatischen Fremdenhasses, mit dem man in China stets gerechnet hat und weiterrechnen wird. Rußlands, Amerikas und Oesterreichs Gesandte haben ausdrücklich die übertreibende Darstellung der englischen Berichte gerügt. Trogdem der Hof aus Peking geflohen und eine Centralgewalt seit Monaten kaum noch fühlbar ist, herrscht in dem Riesenreich fast ungestörte Ruhe und die Autorität der Vicelönige ist ungebrochen. Die englischen Lügenmären, die täglich neue Schandthaten melden, nimmt kein Verständiger ernst; wären sie glaubwürdig, dann müßten heute schon mehr Europäer gemordet sein, als nach den offiziellen Angaben in China lebten. Die Großmächte haben den dringenden Wunsch, Friedensverhandlungen zu beginnen und die kommerzielle Eroberung des Marktes in Ruhe weiterzuführen. Nun wäre es aber unangenehm gewesen, wenn solche Verhandlungen begonnen hätten, ehe der deutsche Generalissimus Gelegenheit zur Bethätigung fand. Wurde der Vorschlag der berlinischen Regierung, erst die Hauptschuldigen zu ermitteln, angenommen, dann war Zeit gewonnen und der Bewohner des Asbesthauses konnte vielleicht doch noch irgend eine dekorative That thun. Der zweite Grund war wohl wichtiger. Graf Bülow wollte gewisse Verstimmungen aus der Welt, nicht nur der amtlichen, schaffen. Deshalb sprach er nicht mehr von der Propagirung des Christenthums, nicht von Rache, nicht von der

Nothwendigkeit, nach Hunnenart die Chinesen zu schrecken; deshalb wurde das „civilisirte Gewissen“ hervorgeholt. Wenn es gelang, für ein ganz allgemein gehaltenes Augenblicksprogramm die Stimmeneinheit der Mächte zu finden, dann würde die üble Laune der Deutschen weichen, dann konnte man den Reichstag versammeln und sagen: Seht her, Ihr Rörgler, seht diesen Erfolg einer weisen Politik und lauscht der herrlichen Harmonie des europäischen Bälow-Konzertes! . . . Es sollte nicht sein. Graf Bälow hat geirrt. Irren ist menschlich. Aber ein Staatsmann, der im Namen eines großen Reiches zu drei Welttheilen spricht, sollte von diesem mit ihm geborenen Menschenrecht nicht allzu häufig Gebrauch machen.

Die Dinge sind viel zu weit gebiechen, als daß kleine Diplomatenmittel noch nützen könnten. Auch die gefällige Kunst erfahrener Retoucheure wird nicht mehr helfen. Ueberall hatte sich nachgerade der Glaube eingenistet, Deutschland trage an den chinesischen Wirren die Hauptschuld und hindere jetzt ihre friedliche Abwicklung. Das mag falsch sein; die ernsthaftesten Politiker behaupten es in Meetings und Zeitschriften und es wäre unklug, uns darüber zu täuschen. Ueberall wurde unruhig gefragt: Was will Deutschland eigentlich? Erzählungen wie die, den nach China geschickten Offizieren sei angefündet worden, sie würden drei Jahre drüben bleiben und dann von anderen Kameraden abgelöst werden, mußten das Mißtrauen natürlich steigern. Wozu sich diese Lage noch länger verhehlen? Wir haben in diesem Hochsommer und Herbst des Mißvergnügens Niederlagen genug erlebt, — mehr, als man nach dreißig Jahren deutscher Reichsgeschichte für möglich gehalten hätte. Und es ist nicht erfreulich, in russischen und französischen Zeitungen jetzt höhnische Glossen darüber lesen zu müssen, daß der „Weltmarschall“ Waldersee, dessen Ernennung in Triumphtönen als ein ungeheurer Erfolg deutscher Politik hingestellt wurde, außer den deutschen Truppen nur die winzigen Kontingente Oesterreichs und Italiens zur Verfügung hat. Evasit der Eine, excessit der Andere, erupit der Dritte. Die Japaner haben zu einem Christenkreuzzug keine Lust, die franko russischen Freunde ziehen ihre Streitkräfte zurück, die Briten sollen zwischen Peking und Taku kaum mehr als fünfhundert Mann aufbringen können und die Amerikaner lehnen jede weitere kriegerische Aktion mit derbster Entschiedenheit ab. Deutlicher konnte die allgemeine Abneigung, sich unter der Standard des deutschen Weltmarschalls zu sammeln, in den unter civilisirten Völkern üblichen Formen nicht zum Ausdruck gebracht werden.

Es war ein Irthum oder eine absichtliche Täuschung, wenn den Deut-

schen erzählt wurde, die Note des Grafen Bülow stehe im Mittelpunkt der internationalen Erwägungen. Diese Note ist stets nur als Symptom — und nicht einmal als ein wichtiges — betrachtet worden; und schon ist im Kronrath eines Deutschlands nicht verfeindeten Staates das ärgerliche Wort Obstruktion gefallen. Nicht darüber wurde verhandelt, wie die schuldigen chinesischen Würdenträger zu ermitteln und welche von ihnen zu strafen seien — vor juristischen Zwirnsfäden halten Realpolitiker sich in Welthändeln nicht lange auf —, sondern über die Möglichkeit, das wirre Geknäuel schnell zu lösen und das Deutsche Reich ohne allzu sichtbare Kränkung zu isoliren. Gibt es keinen Weg, auf dem man einer solchen Entscheidung, ehe sie fällt, ausweichen kann? Die Depesche des Deutschen an den chinesischen Kaiser, die zu allem bisher von Wilhelm dem Zweiten in dieser Sache Gesagten in erfreulichstem Gegensatz steht und weder schonungslose Rache noch Auslieferung der Schuldigen verlangt, hat diesen Weg gewiesen. Und ein tapferer Staatsmann, der die Entfagung hat, seine Person dem Interesse des Vaterlandes zu opfern, könnte ihn nun bis ans Ende gehen. Der Bismarck, der, ohne der Würde der von ihm vertretenen Nation Etwas zu vergeben, sich im Karolinenstreit und im Samoahaber nachgiebig zeigte, ließe sich auch von einem an Dornen reicheren Pfad nicht schrecken. Er würde offen erklären: Wir sind über die chinesischen Vorgänge falsch unterrichtet worden; die Voraussetzungen, die uns eine gemeinsame militärische Aktion aller Großmächte erstrebenswerth scheinen ließen, bestehen nicht; deshalb verzichten wir, mit höflichem Dank für das uns gewährte Vertrauen, auf den Oberbefehl und werden unseren Zwist mit China, so, wie Ehre und Vortheil es gebieten, allein austragen. Kein ehrlicher Beurtheiler könnte in solchem Entschluß, der ein festes Beharren auf ausreichender Sühne einschließen würde, ein Zeichen von Schwäche sehen. Er würde die deutsche Politik von einer Last befreien, die der europäischen Stellung des Reiches über Nacht gefährlich werden kann, ihr die Achtung eintragen, der jedes muthige Bekenntniß eines Irrthums gewiß sein darf, ihre Friedfertigkeit über jeden Argwohn hinausheben und ihr die freudige Unterstützung Derer sichern, die nach gewissenhafter Ueberzeugung ihr bis jezt opponiren mußten. Der Staatsmann, dem dieser Entschluß nicht zu schwer wäre, hätte Anspruch auf den ersten Orden, mit dem, zum Lohn für die tapfere That vom Johannisstage des Jahres 1842, einst die Brust des Lieutenants Otto von Bismarck geschmückt ward und der in schlichtem Silber die Aufschrift zeigt: Für Rettung aus Gefahr.

Ein Brief an Peter Gast.

Turin, Donnerstag, 31. Mai 1888.

Wenn ich Ihnen sofort wieder antworte, so wird es Ihnen nicht zweifelhaft sein, woran es mir fehlt, — daß Sie mir fehlen, lieber Freund! Wie sehr auch der Frühling mir gerathen ist, er bringt mir gerade das Beste nicht, Das, was auch die schlimmsten Frühlinge mir bisher brachten — Ihre Musik! Dieselbe ist mit meinem Begriff „Frühling“ zusammengewachsen — seit Recoaro! — ungefähr so, wie das sanfte Glockenläuten über der Lagunenstadt mit dem Begriff Ostern. So oft mir eine Ihrer Melodien einfällt, bleibe ich mit einer langen Dankbarkeit an diesen Erinnerungen hängen: ich habe durch nichts so viel Wiedergeburt, Erhebung und Erleichterung erfahren wie durch Ihre Musik. Sie ist meine gute Musik par excellence, für die ich innerwendig mir immer ein reinlicheres Kleid anziehe als zu aller anderen.

Ich erlaubte mir, vorgestern Theaterberichte des Dr. Fuchs an Sie abzuschicken. Es ist viel Feines und Erlebtes darin.

Die Vorträge des Dr. Brandes sind auf eine schöne Weise zu Ende gegangen, — mit einer großen Ovation, von der aber Brandes behauptet, daß sie nicht ihm gegolten habe. Er versichert mich, daß mein Name jetzt in allen intelligenten Kreisen Kopenhagens populär und in ganz Skandinavien bekannt sei. Es scheint, daß meine Probleme diese Nordländer sehr interessiert haben; im Einzelnen waren sie besser vorbereitet, zum Beispiel für meine Theorie einer „Herren-Moral“ durch die allgemeine genaue Kenntniß der isländischen Sage, die das reichste Material dafür abgiebt. Es freut mich, zu hören, daß die dänischen Philologen meine Ableitung von bonus gutheißen und acceptiven: an sich ist es ein starkes Stück, den Begriff „gut“ auf den Begriff „Krieger“ zurückzuführen. Ohne meine Voraussetzungen würde nie ein Philologe auf einen solchen Einfall gerathen können.

Es ist wirklich schade, daß Sie nicht eine Ausschweifung ins Cadore gemacht statt ins Papierschwärzerische. Mein schlechtes Beispiel verdirbt ersichtlich Ihre an sich sehr viel besseren Sitten. Das Wetter war sehr geeignet zu einer solchen Gebirgs-Entdeckung: ich selbst zwar habe auch keinen Gebrauch davon gemacht und bin in ähnlicher Weise darüber mit mir unzufrieden.

Eine wesentliche Belehrung verdanke ich diesen letzten Wochen: ich fand das Gesetzbuch des Manu in einer französischen Uebersetzung, die in Indien, unter genauer Kontrolle der hochgestellten Priester und Gelehrten daselbst, gemacht worden ist. Dies absolut arische Erzeugniß, ein Priesterlexikon der Moral auf Grundlage der Vedea, der Kasten-Vorstellung und uralten Herkommens — nicht pessimistisch, wie sehr auch immer priesterhaft — ergänzt meine Vorstellungen über Religion in der merkwürdigsten Weise.

Ich bekomme den Eindruck, daß mir alles Andere, was wir von großen Moral-Gesetzgebungen haben, als Nachahmung und selbst Parikatur davon erscheint: voran der Egyptizismus; aber selbst Plato scheint mir in allen Hauptpunkten einfach bloß gut belehrt durch einen Brahmanen. Die Juden erscheinen dabei wie eine Tschandala-Rasse, welche von ihren Herren die Prinzipien lernt, auf die hin eine Priesterschaft Herr wird und ein Volk organisiert. . . Auch die Chinesen scheinen unter dem Eindruck dieses klassischen uralten Gesetzbuches ihren Confucius und Laotse hervorgebracht zu haben. Die mittelalterliche Organisation sieht wie ein wunderliches Tastens aus, alle die Vorstellungen wieder zu gewinnen, auf denen die uralte indisch-arische Gesellschaft ruhte — doch mit pessimistischen Werthen, die ihre Herkunft aus dem Boden der Rasse-decadence haben. Die Juden scheinen auch hier bloß „Vermittler“ — sie erfinden nichts.

So viel, mein lieber Freund, zum Zeichen, wie gern ich mich mit Ihnen unterhielte. — Dienstag Abreise.

Von Herzen

Ihr Nietzsche.



Bilder aus Byzanz.

Der Tourist, der die von Europas Reinlichkeit noch nicht übertändchten Gestade des tyrrhenischen und des ägäischen Meeres besucht, giebt in der Regel seinem Entsetzen über den italienischen und griechischen Schmutz einen sittlich entrüsteten Ausdruck. Ist er historisch etwas unterrichtet, so knüpft er daran Betrachtungen, daß die Bewohner des Orients, wo das Nichtwaschen bei Christen und Mohammedanern als ein besonders erhabener Grad der Heiligkeit gilt, niemals zu menschenwürdiger Existenz, geschweige denn zu den Errungenschaften westeuropäischer Gesittung vordringen könnten. Ob diese Anschauung berechtigt oder unberechtigt sei, soll hier nicht untersucht werden; jedenfalls ist sie nicht neu. Denn im Zeitalter Justinians haben die Bewohner der Balkanhalbinsel — damals die Repräsentanten der westlichen Bildung — aus genau den selben Gründen mit genau der selben Verachtung auf die unverfälscht orientalischen Typen, Syrer und Palästinenser, hinabgeschaut. Ein schlagendes Beispiel wird uns in dem Leben des Säulen-

heiligen Symeon des Jüngern berichtet, daß ich hier möglichst in der charakteristischen Ausdruckweise der Heiligenbiographie wiedergebe.

Nach dem Tode des Patriarchen Ephraem von Antiochien (545) bemühten sich zahlreiche strebsame Geister um diesen Thron. Da kam auch ein Thrazier Namens Dominus — er war bis dahin Armenhausdirektor in Dychnidos, einer Stadt Westalbaniens, gewesen — nach der Residenz, um einige unaufschiebbare Geschäfte zu besorgen. Mit mehreren der wichtigsten Hofchargen Justinians war er durch das Band der Freundschaft verknüpft. Und so erhielt er schnell eine Audienz. Um kanonische Ordnung und apostolische Gebote, die bei den Bischofswahlen maßgebend sein sollen, hat sich S. M. herzlich wenig bekümmert und beim ersten Anblick des Mannes seine Wahl getroffen: „Bravo! Das ist der Patriarch von Antiochien.“ Sofort hat auch Dominus den Thron eingenommen. Da machte er einmal einen Gang durch die gartenreichen Villenviertel seiner Residenz Antiochien und kam auch zu dem Gotteshaus des gerechten Hiob, das vor der Stadt gelegen ist. Da lagerten, ähnlich wie in Rom, vor dem Kirchenportal die Kranken und Verkrüppelten, um das Almosen zu erlösen. Bei ihrem Anblick wurde der Kirchenfürst von starkem Ekel erfüllt und augenblicklich befahl er, sie fortzuschaffen, damit sie nicht, wie er sagte, den schmucksten Theil der Stadt durch ihre Anwesenheit schändeten. Da krochen sie theils auf Krücken und Stöcken, theils ließen sie sich auf Bahren hintragen zu dem Heiligen und erzählten unter Thränen und Wehklagen, wie mitleidig der selige Ephraem gewesen sei und wie viel Gutes er ihnen erwiesen habe, während der neue Oberpriester, ein Mann steinernen Herzens, erklärt habe, ihr Anblick in den Gärten der Vorstadt sei ihm widerwärtig. Von Mitleid ergriffen, sagte der Heilige: „Beruhigt Euch, meine Brüder; Niemand wird Euch von Eurem Bettlerplatz entfernen; wohl aber wird die Zuchtruthe des Herrn Jenem Mitleid für die Leidenden beibringen, so daß er durch Erfahrung lernen wird, seine Absicht werde keinen Erfolg haben.“

Kurze Zeit darauf krümmten sich Hände und Füße des Kirchenfürsten unter den Leiden der Gicht, so daß er kein Glied mehr regen konnte, sondern wie ein besetzter Leichnam sich überall herumtragen lassen mußte. So bezahlte dieser geistliche Vorkämpfer westeuropäischer Besitzung den Kampf gegen den orientalischen Schmutz mit einem starken Gelenk rheumatismus.

Der Heilige verzieh übrigens dem Patriarchen niemals seine weltmännische Richtung. Zweiundzwanzig Jahre später (567) segnete der Oberpriester das Zeitliche. Schon vorher hatte ein Orakel des Säulenmanns Dies den andächtigen Schülern verkündet: „Beten wir für die Kirche von Antiochien“, sagte er plötzlich; „ich hatte nämlich ein Gesicht und sah ihren Hirten zum Altar emporsteigen, dort sich hinstellen und ein Wenig schnarchen.“

Dann stieg er die Stufen wieder herunter und stellte sich rechts vom Altar. Die Priester im Chor und die im Schiff der Kirche versammelten Andächtigen meinten, er wolle ein Gebet verrichten. Er aber sagte nach einiger Zeit: Ich werde mein Lager auffuchen.' Und ein palästinensischer Mönch vollendete an seiner Statt das Heilige Messopfer.* Die Weissagung hat sich buchstäblich erfüllt; denn als kurze Zeit darauf Dominus starb, wurde der palästinensische Mönch Anastasius sein Nachfolger. Natürlich bedeutete Das in den Augen der Frommen einen glänzenden Sieg der altererbten Eigenthümlichkeiten des Orients über die europäischen Civilisationbestrebungen. Der Haß der Andächtigen hat also den reinlichen Patriarchen bis über sein Grab hinaus verfolgt.

Mehrfach ist diese kleine Erzählung lehrreich. Der echt morgenländische Kultus des Unappetitlichen, wie er sich noch heute bei den Muslimen in der Verehrung der ekelhaftesten Körpergebrechen und Verstümmelungen ihrer Fakire und Marabouts zeigt, ist auch altchristlich. Stephanos, der Sänger aus Taron, ein um das Jahr 1000 blühender armenischer Chronist, erzählt uns mit großer Erbauung, daß der heiligmägige König Sembat von Armenien nicht allein die Bettler und Ausfägigen zur königlichen Tafel lud, sondern auch den Eiter, der aus ihren Geschwüren und gründigen Kopfwunden floß, eigenhändig in seinen goldenen, mit Wein gefüllten Pokal auffing und andächtig austrank. Der ästhetische Europäer schaudert über diesen Vorgang. Aber schon vor fünfzehnhundert Jahren hätte der Patriarch Dominus ihm schwerlich andere Gefühle entgegengebracht.

Als der glaubensstarke Präsident Garcias Morenos den Staat Ecuador der unbesleckten Empfängniß widmete, berief er die Väter der Gesellschaft Jesu nach seiner Hauptstadt Quito zur Gründung eines Polytechnikums. Die Jesuiten konnten nicht genug den frommen Sinn, die Ehrfurcht vor den Priestern und die Kirchlichkeit der dortigen Bevölkerung rühmen; aber daneben geriethen sie in Verzweiflung über die Indolenz, die beispiellose Trägheit und unüberwindliche Unsauberkeit ihrer neuen Mitbürger. Sie erlebten also in diesem Ideal eines streng katholischen Staates die selbe Enttäuschung, die Dominus durchmachte, als er, das Herz geschwellt von den kühnsten und stolzesten Hoffnungen, den Thron des Säulenapostels Petrus bestieg. Andächtig waren seine Antiochener; aber für europäische Reinlichkeit und polizeiliche Ordnung fehlte ihnen jedes Verständniß.

II.

Eine der interessantesten Erscheinungen im spätrömischen und byzantinischen Kulturleben ist der Uebergang und die Umbildung antikeidnischer Vorstellungen und Götterdienste in christliche Anschauungen. Den Einblick in dieses dunkle und schwierige Gebiet hat uns in eben so gelehrter wie geist-

voller Weise Usener eröffnet. Sehr schön sagt er: „Die christliche Kirche konnte aus dem Kampfe gegen die heidnische Kultur nicht als Siegerin hervorgehen, wenn sie nicht Alles, was in Glauben und Kultus dem Volk ins Herz gewachsen war, selbst in sich aufnahm. Man wechselt das Innerste nicht wie ein Kleid. Die alten Opferstätten konnten geschlossen, dem Kultus gewaltsam ein Ende gemacht werden: der alte Glaube war unausrottbar und ergoß sich mit der Naturnothwendigkeit, mit der geschichtliche Wandlungen sich vollziehen, in die neuen Formen, mochten die Priester es in weiser Politik befördern oder nur dulden. Die Versuche, heidnische Weltanschauung mit den Glaubenssätzen der neuen Kirche auszugleichen, sind kaum jünger als die Gründung der ersten Gemeinden auf heidnischem Boden. Ein großartiger Assimilationprozeß hat sich besonders im vierten Jahrhundert vollzogen. Je weiter die Thore der Kirche sich aufthaten, um die wachsende Menge neubefehrten Volkes aufzunehmen — Allen aber, berichtet ein Augenzeuge solcher Vorgänge, öffnete die Heilige Kirche ihre Pforten nach den Worten der Schrift: Wer da anklopft, Dem wird aufgethan —, in um so dichterter Masse drängte sich Heidenthum in den christlichen Vorstellungskreis.“ Die Verehrung der großen Naturmutter ließ sich das Volk nicht nehmen. Schon Jidorus von Pelusium, der Zeitgenosse des machtvoll emporstrebenden Marienkultes, spricht von den Heiden, die über die neue Kybele und die neue Isis der Christen spotten. Das Leben des Heiligen Eutychius, des Patriarchen von Konstantinopel, gleichfalls eines Zeitgenossen Justinians, bietet uns ein Beispiel, wie in höchst naiver Weise die Liebesgöttin Aphrodite durch die unbefleckte, jungfräuliche Gottesmutter ersetzt ward.

Der Heilige Eutychius war kein Hofmann, sondern ein charaktervoller Kirchenfürst. Als der ganz theologisch gesinnte und theologisch äußerst fruchtbare Kaiser Justinian ein höchst keiserliches Edikt erließ, verzichtete er lieber auf seinen Thron, als daß er dem Allgewaltigen beigestimmt hätte. Er kehrte als einfacher Mönch in seine Vaterstadt, das kleinasiatische Amasia, zurück. Sein Biograph und Schüler Eustratius schildert uns ausführlich sein dortiges Leben. Er verrichtete merkwürdige Wunderkuren an zahlreichen Kranken, die vergebens die geschicktesten Aerzte konsultirt hatten. Eins seiner Beispiele hat auch kunstgeschichtliches Interesse, weil hier mit dürren Worten gesagt wird, daß ein Mosaikgemälde der Aphrodite durch eins der Gottesmutter ersetzt ward. Doch ich gebe dem Biographen selbst das Wort: „Ein junger Künstler, seines Handwerks Mosaikarbeiter, vollendete ein musivisches Werk im Hause des Chrysaphius gesegneten Andenkens in der Stadt Amasia. Dieser entfernte von einer Langwand ein Mosaik, das ein Gemälde der Aphrodite darstellte. Der Besizer wollte nämlich seinen Palast in eine Kirche des Erzengels (Michael) verwandeln, weil es ein hohes Obergeschosß hatte.

Dagegen das sehr geräumige Unterstockwerk sollte als Bethaus Unserer Heiligen Unbefleckten Lieben Frau, der Gottesgebürerin und allzeit Jungfrau Maria, geweiht werden. Das geschah denn auch. Als nun der erwähnte Russtänfiker die Darstellung der unreinen Aphrodite austrayte, schlug der innewohnende Dämon die Hand des Künstlers. Sie entzündete sich und es bildete sich ein gräßliches eiterndes Geschwulst, so daß Alle, die die kranke Hand sahen, behaupteten, er müsse sie amputiren lassen. Als er nun seine schlimme Gefahr erkannte, wählte er das bessere Theil und ging zu dem Heiligen, um durch seine Vermittelung Gottes Hilfe zu erlangen. Dieser verrichtete ein Gebet über ihm und salbte seine Rechte mit Heiligem Del. Denn diese war die kranke Hand. Das wiederholte er an drei Tagen; und dann ward die Hand durch Gottes Hilfe so gesund wie die andere. In dem Palaß aber, wo der Geheilte sich die Verwundung zugezogen hatte, fertigte er aus Dankbarkeit und zum ewigen Gedächtniß der Wunderthat das Bildniß des Heiligen Gottesmannes; und mit der Hand, der Heil widerfahren, malte er das Bildniß Dessen, der nach Gott ihr Arzt gewesen war.* Diese Legende ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerth. Ein vornehmer Bürger der Stadt weiht sein offenbar recht prunkvoll angelegtes Haus zu einer Doppelkirche. Das Oberstockwerk wird dem Erzengel geheiligt. In Babylon sind die Ziggurat, die mehrstöckigen Tempelgebäude, heimisch, deren einzelne Gemächer den Planetengeistern geweiht sind. Wenn wir nun wissen, daß nach der gleichfalls aus Chaldea stammenden Lehre des nestorianischen Katholikus Mar Aba (Patrius) und seines Schülers Thomas von Edessa die Umwälzung der himmlischen Gestirne durch die Engel vollzogen wird — eine Lehre, die gerade in Kaiser Justinians Zeit der vielgereiste Kaufmann und Mönch Kosmas, der Indiensfahrer, in der damaligen gebildeten Welt populär zu machen versuchte —, so werden wir die Weihung des Obergewaches an den Erzengel weder für eine zufällige noch für eine unbeabsichtigte halten. Auch hier ist eine alteingewurzelte Anschauung des orientalischen Heidenthums in ein christliches Gewand gehüllt worden.

Die Eiterung wird verursacht durch den tempelschänderischen Angriff, den des Künstlers Hand gegen das Götterbild sich herausnimmt. Wie jenes Künstlers Hand verdorrete, der es gewagt hatte, Gott-Vater mit den Jägen des olympischen Zeus darzustellen, so widerfährt hier dem Christen gleiches Unheil von der heidnischen Göttin. Das ist in den Anschauungen der damaligen Zeit begründet. Die Heidengottheiten sind keineswegs Nichtse, wie die Propheten des Alten Bundes behaupteten, sondern auch nach christlicher Anschauung sehr wirksame und mächtige Realitäten, aber Diener des Höllenfürsten, Teufel. Dem Götzenbild wohnt, wie dem Heiligenbild, eine lebendige Kraft inne. Wenn ein Ungläubiger das Muttergottesbild oder eine Heiligen-

darstellung verlegt oder zu zerstören sucht, fließt Blut heraus und die Strafe folgt dem Frevler auf dem Fuße. Hier dagegen erfährt der christliche Mann die Rache des dem Wilde einwohnenden heidnischen Dämons. Gegen diese Mächte der Finsterniß und ihr Wirken helfen nur Gottvertrauen und Gebete. Diese sind unendlich heilkräftiger als Medicamente, zu denen man in fleischlicher Gesinnung seine Zuflucht nimmt. Schon der Alte Bund tadelt den frommen König Afa, daß er für sein Fußleiden nicht Gott, sondern die Aerzte konsultirte. Genau so erzählen zahlreiche Legenden vom Heiligen Euthy chius, wie er zahllose Kuren an von den Aerzten aufgegebenen Kranken nur durch Gebet und Oelsalbung vollzog. Das ist eine Anschauung, die noch heute von zahlreichen frommen und geistig keineswegs niedrig stehenden Protestanten Englands und Amerikas getheilt wird, sie aber freilich in unserem aufgeklärten Zeitalter manchmal mit dem Staatsanwalt in Konflikt bringt.

Das Bemerkenswerthe an der Legende ist aber, daß hier Aphrodite einfach durch Maria ersetzt wird. Der andächtige Biograph brückt sich mit einer gewissen Vorsicht aus. Aber Alles ist klar. Der junge Künstler stellt ein Mußiwerk im Hause des Chrysaphius her. Wo? An der Wand des unteren Stockwerkes, die bis dahin das heidnische Schandbild getragen hatte. Daß er dieses zum Theil beseitigen mußte, ist selbstverständlich, da die leichtbekleidete Göttin der Luft nicht so einfach in die Himmelskönigin sich umwandeln ließ, wie der Heilgott Asklepios in Christus oder der Drachentöter Horus in den Heiligen Georg oder ein griechischer Philosoph in einen Apostel. Der Verfasser begnügt sich deshalb mit der kurzen Mittheilung, daß der mit dem Wandgemälde der Venus geschmückte Raum zur Marienkirche umgeweiht wurde. Auch hier haben wir also ein interessantes Beispiel der Heiligung des Profanen, wie sie Usener uns dargelegt hat und wie sie in jenem Zeitalter des Uebergangs von der Antike zum Christenthum gewiß recht häufig vorgekommen ist. Nichts wäre verkehrter, als von einem hochmüthig spiritualistischen Standpunkte aus über diese Accommodationsfähigkeit der christlichen Priester des Alterthums den Stab brechen zu wollen. Sie kannten ihr Volk genau und theilten selbst manche Anschauungen mit ihm. Als Papst Gregor I., der Große, vernahm, daß die Angelsachsen bei ihren Götterfesten Hütten aus grünem Laub errichteten und dort das Opferfleisch verzehrten, hat er mit sinnigem Takt dem Heiligen Augustinus, dem Apostel Englands, geboten, zu den Heiligen Zeiten gleichfalls durch die Christen solche Laubhütten errichten und Festmahlszeiten abhalten zu lassen. Solche weise Schonung und Umbildung des Altererbtens und Volksthümlichen erklärt uns den glanzvollen Triumphzug der Kirche in jenen angeblich so dunklen Jahrhunderten.

Pariser Eindrücke.

Wer immer sich in diesem Augenblick nach Paris begiebt, er komme von den Steppen Rußlands, den niederländischen Polders, den skandinavischen Fjords, den kanadischen Seen oder dem südafrikanischen Wald her; er sei Notar, Diplomat oder König; er handle mit Regenschirmen oder mit Kolonialwaaren: er ist überzeugt, auf die Entdeckung von Paris auszugehen.

Daraus wird die Haltung der Leute erklärlich, die jetzt die Lüge überfallen. Ein gewisser Stolz, eine gewisse Redheit wird angesichts der Gefahren zur Schau getragen, die man in der großen Stadt zu finden erwartet. So richtet sich männiglich auf schlechte Behausung, schlechte Verköstigung, hauptsächlich aber darauf ein, geschröpft zu werden. Der Reisende giebt sich, läßt man den Typus einmal gelten, was Kleidung betrifft, eher bescheiden. Er trägt zum Beispiel wenig Schmucksachen; und zwar aus guten Gründen: man will dadurch die Bescheidenheit der Rechnungen erzielen. Darum verspricht die Menge, zu gewöhnlichen Zeiten und Gelegenheiten an sich schon häßlich genug, dort unten häßlich zum Erbroschen zu sein. Doch warten wir ab.

Das Herz der gesammten reisenden Menschheit schlägt im selben Takt. O die Zeit der Gleichheit, wenig auffallender Trachten und der Furcht, zu sehr bestohlen zu werden!

Was mich betrifft, so denke ich mir ein Feiertagsgewand für alle Festtage, eins für die Männer, ein anderes für die Frauen; denn thatsächlich macht die Gleichheit der Tracht einen feierlichen Eindruck und begründet eine Schönheit besonderer Art. Wenn bei einer geselligen Zusammenkunft alle Männer den Frack tragen, so liegt darin ein feierlicher Ernst, der dekorativ wirkt. In der Gleichförmigkeit ihres „Zwangskleides“ steckt, wie gesagt, an sich schon eine Würde und Schönheit, die aller Schmuck des weiblichen Elementes nicht erreicht. Die Mannichfaltigkeit der weiblichen Toiletten verräth einen Mangel an Würde und die unruhige Sucht, die Tischmächlerin, überhaupt die anderen weiblichen Gäste, mit allen Mitteln zu verdunkeln. Ich sehe in der Thatfache, daß die Frau kein „Zwangskleid“ mehr hat, die größte Ursache für den Verfall der Frauenkleidung; unsere Damen sind jetzt entweder sich selbst überlassen oder der blöden und interessirten Phantasie der Schneiderinnen ausgeliefert. Dieser Verfall wird immer deutlicher sichtbar werden, da die Grundformen der weiblichen Kleidung, ihre Architektur, wenn man so sagen darf, unbekannt sind. Man sehe sich dagegen in Zeeland, in Friesland, in der Campine (Belgien), in Tirol oder überall da um, wo die überlieferte Volkstracht noch vorherrscht. Welche Würde in der auf dem Markt und bei Messe oder in der Kirche versammelten Menge, in der Männer, Frauen und Kinder je das selbe Gewand tragen. Ich denke nicht daran, die unbe-

dingte Schönheit dieser Trachten zu preisen; ich meine nur: so unorganische Einzelheiten sie zusammensetzen und mit so unangemessenen Verzierungen sie behaftet sind: in ihrer Gesamtheit lösen sie eine schöne Empfindung aus.

Ich komme später noch auf die Vorstellung einer gemeinsamen, künstlich zu schaffenden Festtracht für die Frauen bei feierlichen Gelegenheiten aller Art zurück, für die wir Männer ja ohne Befinnung die Zwangskleidung angenommen haben.

Mittel, unsere Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen, wird es trotz dieser Gleichförmigkeit noch genug geben; ich denke an den Schmuck, den man trägt, an Blumen, Taschentücher und ähnliche Dinge. Die Frauen mögen, um sich mit dem Gedanken einer gemeinsamen Festtracht zu befreunden, sich erinnern, einen wie schönen Eindruck auf dem Theater ein auf gleiche Weise gekleideter Frauenchor oder ein Balletkörper macht, dessen Tänzerinnen sämmtlich das selbe Gewand tragen.

Ich bin auf den Einwurf gefaßt, daß eine gewisse Toilette den Formen von Frau F. vorzüglich angepaßt ist, Frau B. dagegen zur lächerlichen Figur machen würde. Gewiß; nur trifft dieser Einwurf meinen Vorschlag nicht, da erst noch die Toilette gefunden werden muß, in der Frau B. nicht lächerlich aussieht. Auch der Frack macht nicht alle Männer schön, die ihn tragen. Aber er hat nur Männer lächerlich gemacht, deren Körperformen an sich schon lächerlich sind. Die Schönheit eines Regiments, irgend einer Gruppe Soldaten oder Mönche liegt eben in dieser Gleichförmigkeit, in der „Uniform.“

Während ich in den zur Lecture mitgebrachten Papieren blättere, finde ich den folgenden pariser Bericht aus dem Berliner Tageblatt:

„Die Belgier konkurriren in fast allen Sektionen der Ausstellung mit den anderen Nationen. Sie kommen mit sehr vielen Spitzen, Geweben und Maschinen. Ihre kunstgewerbliche Abtheilung freilich ist wenig umfangreich. Aber sie dürfen mit Fug und Recht behaupten, daß gerade auf diesem Gebiet Belgien in der Weltausstellung die Führung hat. Denn der Belgier van de Velde ist der erleuchtete Prophet, der Führer und Verfäher der Modernen. Klug und bescheiden ist er selbst der Ausstellung fern geblieben. Aber die Jünger, die von seinem Geist erfüllt sind, die Schüler in allen Ländern und besonders in Oesterreich und Deutschland verkündigen seine Lehre. Man kann nirgends wandern, man kann keinen Ausstellungspalast und keine Ausstellungshalle betreten, man kann nicht den entferntesten Winkel und nicht den verschwiegensten Ort aussuchen, ohne dem Geist des Herrn van de Velde zu begegnen. Ueberall schlängen und schlängeln sich die Bandwurmlinien dieses belgischen Schlangemenschen. Bisweilen hat ein Architekt — wie der Berliner Rühring oder der Wiener Baumann — das Gute aus diesem Stil herausgenommen und mit anderem Guten zusammengeschmolzen. Bisweilen schwelgen die Jünger des allein felig machenden Belgiers so in Wellenlinien, daß der weniger Abgehärtete von einer Art Seekrankheit ergriffen wird. Und so steht die Weltausstellung eigentlich unter dem Zeichen

dieser neuen Harmonielehre, von der uns ein Wandwurmbocktor bald gnädig erlösen möge!"

Also auch ich begeben mich auf eine Entdeckung nach Paris; auf eine Entdeckung meiner eigenen Person oder vielmehr Dessen, was ich „Unedirtes“ in die Welt gesetzt haben mag. Mein eigentliches Selbst ist anderswo: im „Bloemenpart“, in der Zurückgezogenheit meines Hauses und meines Ateliers und meiner verschiedenen Werkstätten, wo die meinem Willen Unterworfenen meine Gedanken ausführen. Und so fühle ich mich vorläufig beruhigter über das Geschick meiner eigenen Arbeit als über deren Folgen.

Während des Frühstücks im Speisewagen kann ich, zum Fenster hinausblickend, von der Menschheit Notiz nehmen, die mir das Trugbild meiner eigenen Bewegung als reisend vorgaukelt. . . Auch die Felder tanzen an meiner Schüssel vorüber; und die Jüter, den Kopf mit weißen Tüchern umwickelt, verschwinden schneller als die paar grünen Erbsen auf meiner Gabel. . . Die Getreidefelder haben eine so geheimnißvolle Tiefe wie die oberbayerischen Gebirgsseen. . . Dreißig Arbeiter schleppen eine auseinandergenommene Drehscheibe; sie scheinen besonders rasch rückwärts gezerrt zu werden. Was wird aus ihnen? . . .

„Kaltes Fleisch, Salat. . .“

Die Kühe auf den Weideplätzen werden offenbar langsamer rückwärts bewegt. . . Eine beträchtliche, einförmig rothe Viehheerde bestätigt, was ich vorher über die Schönheit der Uniformen sagte. . .

Von Klatschrosen ein ganzes Feld! Erweckt zuerst kein Echo in mir; dann fällt mir der vom Direktor S. in Berlin jüngst erworbene Claude Monet ein.

Paris. Die rue Lafayette ist sehr leer. Paris muß sich an einem Punkt zusammengedrängt, verdichtet haben. Im Wagen am Père Ubu vorbei; ich mache mich darauf gefaßt, ihrer noch viele zu sehen, denn in der Eisenbahn las ich eben, daß in Paris ein Kongreß von Rotaren tagt!

Mein Zimmer beim Maler Paul Signac: an den Wänden der ‚Circus‘, die letzte Arbeit von Georges Seurat. Mit dreiunddreißig Jahren starb der Keruiste (1891), dem der Ruhm zukommt, das neo-impressionistische Verfahren sozusagen erfunden zu haben (1886). So wären sie also in Sicherheit, diese vier großen und bedeutsamen Gemälde, die ein übles Geschick bisher in seltsame Hände gerathen ließ! Endlich sind sie, nach erbärmlichen Schachsfahrten, in dem Hafen achtungsvoller Bewunderung geborgen: ‚La Grande Jatte‘ bei Herrn Meier-Gräfe in Paris, ‚Le Cirquo‘, bei Paul Signac,

„Les Poseuses“ beim Grafen Rejler in Berlin. Diese Bilder werden in der Geschichte der Malerei unseres Jahrhunderts einen Einschnitt machen, eben so wie der Neo-Impressionismus selbst, den sie vollkommen verkörpern. Dem frommen Eifer, der um ihre Zukunft sorgt, wird es gelingen, sie auch in fromme Hände zu bringen. Jetzt müssen wir warten, bis sie in Museen ihre Unterkunft finden; und ich bin gespannt, zu sehen, welcher Museumsdirektor dieses Werk der Gerechtigkeit gegen den Maler, die moderne Malerei und das Publikum vollbringen wird, das doch ein Recht darauf hat, endlich belehrt zu werden.

Au den Wänden erblicke ich auch die Skizze zu des Hausherrn Temps d'Harmonie. Das Gemälde selbst, eine Leinwand im großen dekorativen Stil, wird in dem brüßeler Volkshause seinen endgiltigen Wohnort finden. Ferner Gips-Medaillons von Charpentier: Bainville, J. Léard, Paul Alexis, Léo Gauffon (was ist aus ihm geworden?).

Von den Bücherbrettern herab begrüßen mich die blutrothen Einbände der Ausgaben von Stok. Unter Glas: Kolinat, Verlaine, Guyssmans, Flaubert, Lafargue, Paul Adam, Gaze, Vallès und Tolstoi.

Gegen Abend kehre ich in die Ausstellung zurück. Ich gehe gleich ans Ufer des Flusses und betrachte das Schauspiel der in einer Reihe stehenden „Paläste der Nationen“. Sie machen den Eindruck einer unbekanntten Stadt von ungeheurer Größe, etwa so, wie der phantastische Traum eines emporgekommenen Schweinemetzgers sie sich vorstellen würde. Riesengebäude aus Gips, die einander verdunkeln und verdrängen; Paläste wie aus dem Schmalz der Scharren, alle dicht zusammengepfercht. Und darüber wacht, dem Roth eines Riesen vergleichbar, die Kuppel von Kreuzot; hinten, am Ende der Reihe, brüstet sich der italienische Palast in seiner unzweideutigen Dammheit. Hinter dieser ersten Reihe eine zweite: die der kleinen Nationen; ihre Bauten scheinen die vor ihnen stehenden in den Fluß hinabzustößen und bieten Alles auf, um gesehen zu werden. Einzige Anhäufung monumentaler Thorheiten, unvergleichliches Zeugniß herrschender Denksaulheit und des Unvermögens, Neues zu schaffen! In Wirklichkeit bildet das Ganze ein Flickwerk alter Dekorationen. Gewiß hat das Schicksal seine Absichten und mit Fleiß hat es diese ganze Herde da zusammengebracht. Ich sehe die unvermeidliche Katastrophe nahen und dieses Fest ist die Falle, in die sie sämmtlich gerathen. Ist es erst einmal vorüber, so wird die heilige Hade sie alle niederhauen und dann wird es um die alten Stile geschehen sein und die Träume unseres emporgekommenen Schweinemetzgers werden sich nimmer verwirklichen können.

Heute Abend erscheint der Himmel wie ausgezackt durch diese unsinnige Folge von Giebeln und Türmen; der Fluß scheint künstlich verschmälert. Ich



suche nach Gegenständen um mich, auf denen ich meinen Blick könnte verweilen lassen, — mit der selben Unruhe, mit der man auf hoher See inmitten der steten Schaukelbewegung nach etwas Unbeweglichem auslugt.

Der Eiffelturm! Er ragt über Alles empor, er giebt Ruhe, er erlöst uns. Er ist wenigstens eine rationelle Säule, ein Zeugniß — zwar nicht Dessen, was die Eisenkonstruktion Nützliches, Schönes, Kühnes aufzuweisen hat, aber immerhin doch — ein Beweis für die Kühnheit und Sicherheit unseres Rechnens. Dieser „alte“ Thurm (wurde er nicht schon vor elf Jahren errichtet!) bezeugt mit überwältigender Macht die neue Auffassung vom Bauen und er blickt mit Abscheu auf die Architektur zu seinen Füßen, als hätte er selbst sie ausgespien.

Von der Terrasse der Restauration „Deutsches Haus“.

Nun plätschern die Wellen und schaffen Wunder an Farbenzusammensetzungen; sie funkeln, als wären sie kostbare Prokate, bald weilschwarzblau und orange-gelb, bald amarantfarben und grün, und zwar in unendlichen Schattierungen: ein Schauspiel, das meine ganze Seele ergreift und mich das Lästige und Häßliche vergessen läßt, das ich sehen müßte, ließe ich meine Blicke höher schweifen.

Bald werden die tausend angezündeten Lichte sich auf diesem Teppich spiegeln und zu Raketen, Lichtgold, Rothgold, GrünGold, zusammenschließen.

Die unbekannte Stadt ist in tiefen Schlaf versunken. Allein noch das Licht des deutschen Leuchtfeuers sucht die umgebende Nacht zu durchdringen und strahlt unbarmherzig, wie aus einem unerfülllichen Auge, eine ungeheure Feuersäule aus. Das kann nur der „glühende Strahl“ aus Wells „Eroberung der Welten“ sein; und das Leuchtfeuer erscheint wie ein Marsbewohner; aufrecht, die Füße im Wasser des Flusses, und gerade in seinem Zerstörungswerke befangen.

„Der Geruch eines Feindes riecht gut!“

(Worte Ludwigs des Elften, glaube ich, als er den Leichnam eines hochstehenden Mannes mit dem Fuße berührte.)

Man kann anderer Meinung sein als Ludwig der Elfte und nur mit wenig Lust zur Leichenschau aufs Schlachtfeld gehen: aber in jedem Falle nimmt hier der Leichnam, der einzige, der da, in Tausende von Stücken zerlegt, ausgestreckt liegt — natürlich der der Architektur — wahrhaftig zu viel Platz ein und verbreitet zu viel Gestank.

Hat man einen sehr hohen Begriff von der ungetrübten Schönheit eines griechischen Monuments, des freien Lebens und der üppigen Gesund-

heit, die in einem gothischen Denkmal verkörpert sind, so wird man ermessen können, welchen Grad der Zerfetzung die architektonischen Vorstellungen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts erreicht haben. Es fehlt der Muth, um in diesen Trümmern nach Spuren von Keimen zu suchen, woraus etwas Neues entspringen könnte; etwas Gesundes und zugleich Kühnes, das, seine Lebenskraft aus diesem Wiste schöpfend, mit der Redheit einer Blume oder dem Trog einer Kirche später zum Himmel emporwüchse. Ich habe mir diesen Muth bewahrt und wage noch, auf die Freude solcher Entdeckungen zu hoffen.

Wirkte die Reihe der Paläste in der Rue des Nations auf mich wie eine Ohrfeige, so verursacht die Ansicht, die man, den Blick nach der Wasserkunst gerichtet, von den Arkaden am Fuße des Eiffelthurms aus genießt, oder der Blick von der Alexander-Brücke aus, wo man vor Ueberraschung wie angegallt stehen bleibt, einen unwiderstehlichen Ekel. Von beiden Blickpunkten aus hat man den Eindruck wie von etwas Gestaltlosem, das von Larven wimmelt. Die Unförmlichkeit dieser weißen Gebäude, deren Massen, gegen einander gepreßt, in der Sonne zittern, verursacht ein Gefühl des Schwindelns und Entsetzens bei dem Gedanken, man könne in diesen Brei von Hirn und Schleim mit hineingezogen werden. Man empfindet Schauer und Abscheu und Jeder macht sich auf seine Weise ein Bild davon. Ich habe beschrieben, was in mir aufstieg und jedesmal wieder aufsteigt, wenn ich an die Monumente des Champs de Mars und der Esplanade des Invalides denke.

Daß die Architekten mit diesen Proben ihres Könnens ihre letzte Kraft erschöpft haben, ist gewiß. Sie haben einen Trumpf ausspielen wollen und es ist leicht ausfindig zu machen, warum sie es wollten.

Im Jahre 1889 hatte die Eisenkonstruktion, also das Werk der Ingenieure, über sie und ihre Werke den Sieg davon getragen. Die wunderbare Maschinenhalle und der Eiffelthurm übertrafen alle Erwartungen. Sie zwangen die Blindesten, die Augen zu öffnen, und man begann darüber nachzudenken, was solche Verwendung des Eisens, was überhaupt die Architektur in anderen Händen später leisten würde.

Von diesem Augenblick an begann der Todeskampf der Architekten der alten Schule. Sie selbst ahnten es wohl. Sie mußten es übrigens oft genug hören, konnten es jedenfalls oft genug überall lesen und nicht die am Wenigsten Befugten gaben es kund.

Die Schönheit gewisser, schon früher geschaffener Metallkonstruktionen, zum Beispiel der Forth-Brücke, wurde um diese Zeit anerkannt. Merken wir uns dieses Datum: 1889; es ist historisch.

Seitdem träumten die Architekten von einer Aufsehen erregenden Widervergehung. Die Gelegenheit sollte sich ihnen schon bieten; und da sie nur in den Augen des Publikums, nicht aber zugleich ihre hohen offiziellen Aemter

und ihren Einfluß verloren hatten, so konnten sie eine solche Gelegenheit auch schaffen und wahrnehmen. Denn wäre die Idee einer Ausstellung zu einem anderen Zwecke erdacht worden: wie könnte man dann begreifen, daß man sich nicht höheren Orts sogleich an Die gewandt hatte, die 1889 die Welt in Erstaunen und Entzücken versetzt hatten, und sie nicht gebeten hatte, die nöthigen Paläste und Baulichkeiten in diesem wunderbaren neuen Stil zu errichten? Das wäre nur in der Ordnung gewesen, hätte man nicht eine andere Ordnung der Dinge vorgezogen. Nein: den Architekten mußte eine Genugthuung gegeben werden; die Baukunst der Ingenieure sollte im Ei erstickt werden. Die Architekten wollten es und sie versuchten es. Die Ausstellung von 1900 trägt die Kosten ihrer Versuche: Das sieht man auf Schritt und Tritt. Wird sie auch die Kosten ihres Leichenbegängnisses tragen?

Es giebt keinen noch so blöden Flitter, keine noch so alberne Zusammenstellung sentimentalischer Beziehungen — von der Art des Marine-Palastes zum Beispiel, dessen Dach einen riesengroßen Schiffskiel vorstellt, an dem ringsherum große, in der Luft schwebende Ruder aus Stuck angebracht sind —, die hier nicht Verwendung gefunden hätte. Von solchen Beziehungen geht eine unmittelbare aufklärende Wirkung aus, die Einen von jeder Anstrengung entbindet. Im Innern der Hallen finden wir das verblüffende Beispiel dieses thörichtesten Verfahrens; ich meine den Champagner-Palast. Sie haben es gewiß errathen: es ist der Flaschen-Palast oder die Palast-Flasche. Der Korken ist gegen die Decke geflogen und ist wirklich oben hängen geblieben! Eine nackte Frau entwischt aus dem Hals der Flasche, während ein unwiderstehlicher Schaum unaufhörlich herausfließt. Man kann den Schaum messen: sechs Meter; auch der Durchmesser des Pfropfens kann berechnet werden! Jeder Versuch einer Beschreibung muß an der Lächerlichkeit so mühsam ersonnener Erzeugnisse scheitern. Dazu gehörte die stumme Beredsamkeit des Bildes. Gewisse Projekte sind so unsinnig, daß ihr Titel allein, in großen Buchstaben auf einem weißen Blatt Papier, zur Aufklärung genügen würde.

La Porte de la Parisienne: können Sie sich Das vorstellen? Hier würde die Einbildungskraft des phantasiereichsten Künstlers versagen. Bäte man einen nur einigermaßen geschulten Mann um einen solchen Entwurf, so würde er Das für einen unpassenden Witz halten oder, im Ernstfalle, Den, der ihm eine solche Arbeit zumuthete, mit besonderen Befürchtungen herausführen. Nun: nicht nur hat sich ein Mann gefunden, der einen solchen Entwurf gemacht hat, sondern auch noch andre Leute haben sich gefunden, die ihn befristeten und genügenden Einfluß besaßen, endlich seine Ausführung herbeizuführen. Ein Beispiel genügt. Auf einen Triumphbogen, an dem tausendertei Dinge dargestellt sind, die mit den Tugenden und Lastern der Pariserin nicht das Geringste zu schaffen haben (hätten sie doch die

Kühnheit besessen, sie darzustellen!), hat man eine ein paar Meter hohe Gliederpuppe gestellt, diese Puppe in einen weiten Mantel *dernier cri* gehüllt, den der Wind hauscht, und eine blaue Fuchssboa um sie gelegt!

Porte de la Parisienne an dem Pont de la Concorde, Porte d'Enfer von Robin am Pont de l'Alma: kaum ein Kilometer liegt zwischen beiden Pforten, aber auf ihm drängt sich Alles zusammen, was die heutige Menschheit an Feilheit, Lastern, gemeinen Lüsten und unheilbarer Unwissenheit um die wahre Schönheit enthält.

Aber schließlich wird es den Architekten nun gelungen sein, die Betrachter in dauernde Verwunderung zu versetzen, die schon im Voraus verwundert waren; die nach Paris gingen, um über Alles, was immer es auch sei, in Verückung zu gerathen und nach ihrer Rückkehr ihrer Verwunderung in überschwänglichen Ausrufen Luft zu machen. Nur von ihnen erwarte ich nicht ein unbedingt verwerfendes Urtheil. Die Zukunft ist nicht in Gefahr, die Ingenieure haben nichts zu fürchten, wenn nicht — von sich selber und ihrem eigenen Kleinmuth.

Der Mann, der die Skulpturen-Halle entwarf (Grand Palais), hätte die Kühnheit und die Selbstachtung haben sollen, jede Mitarbeit eines Architekten abzulehnen. Der große Palast wäre dann ein Werk geworden, würdig der Bemühungen, denen sich die Ingenieure seit 1850 unterzogen haben; zugleich wäre der schlagende Beweis für die Schönheit, deren die Metallkonstruktion fähig ist, nicht unter einem albernen Haufen von Steinen begraben worden. So aber ist dieser Palast eine ungeheuerliche Zwitterbildung geworden, entstanden aus der Zusammensetzung Dessen, was die Eisenkonstruktion Vernünftiges hat und was sie von organischen Ornamenten aus sich zu erzeugen vermag (in dieser Halle findet man mehrere ausgezeichnete Beispiele davon), mit all dem Abgeschmackten, was die Steinkonstruktion durch falsche Anwendung der edelsten Traditionen der Vergangenheit zu schaffen pflegt.

Der Künstler (Herr Gauthier), der die Gartenbau-Paläste entwarf, hat es verstanden, sich dem Einfluß der Architekten zu entziehen. Hätten die Gartenbau-Paläste von den veralteten und nicht zu rechtfertigenden Siebeln und Dachkränzen befreit werden können, so hätten sie eine wahre und gerechte Begeisterung hervorgerufen.

Eines Abends konnte ich von dem gegenüber liegenden Ufer wahrnehmen, wie die großen, runden und gewölbten Loggias gleich märchenhaften Opalen funkelten. Große elektrische Bogenlampen waren die Seelen, die ihnen dieses Feuer verliehen. Da konnte man ein dekoratives Mittel von unvergleichlicher Pracht kennen lernen. Werden wir uns dieses Mittel merken oder wird es vernachlässigt werden wie so viele andere, die der Himmel, das Wasser und die Berge uns unaufhörlich vorsühren? Wie diese, kann es nur

den neuen Menschen rühren, der natürlich die erschöpften und immer wiedergekäuten Mittel nicht kennt. Gehet hin und erzählt davon doch Dem, der die korinthische oder dorische Zitze nicht lassen kann; bewegt ihn dann, sich von ihrem Anblick loszuweisen und nach dem Theater der Loie Fuller zu wandern, um dort seine Studien als Dekorateur zu vervollständigen und mit dem wahrhaft modernen Wesen der Schönheit vertraut zu werden. Denn das Werk der Loie Fuller ist wahrlich eins der schönsten und anregendsten unserer Epoche. Es ist die Verlängerung des Prozesses der Neo-Impressionisten, der „savril-glass“, „lustro-enamels“ von Tiffany, der Seidenkravatten von der Firma Patterson in Jersey.

Dieses Rennen durch die Grundstücke, die mit Ausstellungsgebäuden bedeckt sind, ist verwirrend. In Wirklichkeit lasse ich mich von meinem Spürsinn leiten. Paul Signac folgt mir und hegt mich auf wie ein guter Jäger. Nun stehe ich vor einer dreifachen Brücke aus Eisen, die mit einem einzigen Sprung über die Seine setzt und in die Säulenhalle des Palastes der Armeen zu Wasser und zu Lande einbringt.

Der blaue Pavillon (M. Dulong) verwirklicht genau die Konstruktionsprinzipien, die ich in einem ‚Möbel‘ überschriebenen Artikel der Zeitschrift „Pan“ (No. 4, 1897) dargestellt habe. Diese Restauration ist aus Holz gebaut; eigentlich bildet sie ein großes Möbel: hölzerne Pfeiler steigen kühn und logischer Weise unverdeckt vom Boden empor. Sie werden es fertig bringen, das Gewicht aller aufeinander gehürmten Stockwerke zu tragen, mitsamt dem Zelte, das oben die Terrasse beschirmt. Aber man braucht nicht nur Prinzipien, um ein Kunstwerk zu schaffen: auch Geschmack gehöret dazu, mehr noch als Prinzipien. Das Geländer rund um die Balkons ist von einer etwas barbarischen Erfindung und das Ganze leidet unter der Nachbarschaft eines Doppelrahmes, der sich in erhabener Größe daneben aufreckt.

Das Gebäude für die Bereinigung der lättlicher Waffenfabriken, von dem lättlicher Architekten P. Jaspar, zeugt von einem nüchternen, doch wenigstens sicheren Geschmack und lauterem Grundsaßen. Dieses Gebäude, das an einem der schlechtesten Plätze v. steht, kommt meinem Ideal für Ausstellungsgebäude am Nächsten. Es giebt uns die eben merkliche Empfindung von etwas Provisorischem, worin sein größter Reiz liegt; die Wahl leichter und dennoch echter Materialien zeichnet es aus und umkleidet es mit Würde. Aber dieses Werk hat einen Fehler: die nicht zu verleugnende akademische Schulung, die der Baumeister sich die größte Mühe giebt zurückzudrängen und unschädlich zu machen, macht sich trotzdem an den Gesimsen bemerkbar, die allem Uebrigen so schlecht angepaßt sind, daß man glauben könnte, sie seien irrtümlich dahin gerathen und gehörten zu den benachbarten „Palästen“.

Die Jagd durch die Gärten ist nicht sehr ergiebig gewesen; oder sollte mein Spürsinn mich irreführt haben? Meine Füße brennen vor Müdigkeit. Es ist der richtige Augenblick, auf das Trottoir roulant zu klettern . . .

Es bedeutet das Ende der Unannehmlichkeit, auf einen Zug oder eine Bahn warten zu müssen. Außerdem halte ich diesen Gedanken für in manchen Städten anwendbar, wo um die Stadt laufende Boulevards wie dafür geschaffen scheinen.

Ein Mann geht hartnäckig in der umgekehrten Richtung vorwärts: er bemüht sich, mit einer Geschwindigkeit von acht Kilometern die Stunde, mit der das Trottoir sich bewegt, ja, noch schneller zu gehen. Er ist das Ebenbild des Konservativen, der die Vorwärtsbewegung leugnet und ungeheure Anstrengungen macht, um zu beweisen, daß sie nicht existirt; er dreht sein Gesicht der Vergangenheit zu. Aber gewiß ist es nur meine Stumpfheit, die ihn zu einem Sinnbild macht.

Ein anderes Symbol: diese heute noch gesunden Wesen, die sich Stunden lang in Rollstühlen fahren lassen, sind wahrscheinlich begierig, die Empfindungen der ihnen bevorstehenden Rückenmarkslähmung im Voraus auskosten zu können.

Rückkehr zu dem Pavillon Bleu (moderner Stich). Terrasse mit gedeckten Tischen am Ufer eines künstlichen Teiches. Das Gebäude spiegelt sich restlos im Wasser und die weißgestärkten Hemden der Berliner scheinen würdevoll herumzufahren, wie Schwäne. Aber einige Regentropfen trüben den Teich und die Spiegelbilder verschwinden; man hat die Empfindung einer Katastrophe, aber sie währet nicht länger als ein kurzer, folternder Traum. Nun scheint die Sonne wieder und Alles wird blau und weiß, die Scheiben der hinteren Fenster sind wie Augen voll Blut und Feuer und das unentwerrbare gelbe Eisentnäuel eines der riesengroßen Füße des Eiffelthurmes bildet, in einer Kurve, eine unüberschreitbare Grenze. Jenseits dieser Kurve ist der Himmel auch blau und umrahmt diesen Stich.

(Von der Terrasse des „British and Colonial-Restaurant“.)

Stich.

Ein hoher Vordergrund: schieferblaue Lupfen, obliangrüne Lupfen.

Sie wimmeln und schillern durcheinander und suchen sich in langsamer und unaufhörlicher Bewegung zu verdrängen —: die Seine. Rechts oben blitzen goldene Kommata durchs Wasser. Eine Brückensäule erscheint ockergelb, während die anderen Säulen in einem blaugrün schillernden Dunkel bleiben. In weiter Ferne sieht man an den Dachrändern des Pavillons der Stadt Paris matte Flammengewinde.

Brüssel.

Henry van de Velde.



Los von Rom!

Zwei Bilder aus der österreichischen Uebertretsbewegung.

I.

Junger Mann: Herr Pastor, ich bitte, ich möchte übertreten!

Pastor: Ubertreten? Von was zu wem?

Junger Mann: Na, wissens eh. Halt zum Protestantismus. Da wär' die Willenserklärung.

Pastor: Muß es gleich sein?

Junger Mann: Wenns möglich wär'. Daß ich mit dem Nachmittagszug wieder nach Hause fahren könnte.

Pastor: Was wollen Sie denn mit der Schrift hier?

Junger Mann: Willenserklärung, daß ich in dieser Volksverdummungsanstalt nicht mehr länger bleiben will.

Pastor: Das geht mich nichts an. Welches ist Ihre bisherige Konfession?

Junger Mann (schmunzelt): Na, Das können Sie sich doch denken, Herr Pastor, wenn man übertreten will.

Pastor: Also wahrscheinlich Katholik.

Junger Mann: Leider, muß ich sagen.

Pastor: Und Sie wollen zur evangelischen Kirche übertreten?

Junger Mann: Nein, zum Protestantismus.

(Pausse.)

Pastor: Sagen Sie mir, junger Mann, was stellen Sie sich unter Protestantismus vor?

Junger Mann: Nun ja. So ein anderer Glaube wirds halt sein. Wegen der Bältung, sagen sie.

Pastor: Was haben Sie denn für eine Beschäftigung?

Junger Mann: Gerbergehilfe.

Pastor: Wie alt?

Junger Mann: Es geht schon, sagen sie, ich wär' so weit schon selbständig und könnt' mirs Niemand verbieten.

Pastor: Und warum wollen Sie aus der katholischen Kirche austreten?

Junger Mann: Weil man da alleweil beten soll und in die Kirche gehen und beichten u. s. w. Und sonst auch.

Pastor: Gehen Sie also oft in die Kirche?

Junger Mann: O nein, Herr Pastor!

Pastor: Aber jährlich wohl einmal zur Beichte und Kommunion?

Junger Mann: Seit ich freigesprochen worden bin, nimmer.

Pastor: Dann, mein Lieber, können Sie nicht aus der katholischen Kirche treten.

Junger Mann: Ja, — warum denn nicht?

Pastor: Weil Sie gar nicht darin sind.

Junger Mann: Ich brauchs nur der Bezirkshauptmannschaft anzuzeigen, haben sie gesagt.

Pastor: Und haben Sie sich für den Eintritt in die protestantische Kirche vorbereitet?

Junger Mann: Ja wohl!

Pastor: So will ich Ihnen vorerst einige Fragen aus dem Katechismus stellen.

Junger Mann (lacht): Ueber diese Geschichten sein mer hinaus.

Pastor: Wenn Sie in unsere Kirche eintreten wollen, so müssen Sie vor Allem den evangelischen Volkscatechismus lernen, sich mit den besondern Pflichten und Handlungen unseres Glaubens bekannt machen. Von einer Vorbereitung zur Konfirmation kann erst später die Rede sein.

Junger Mann (blickt unsicher um sich): Ich bin doch beim protestantischen Herrn Pastor?

Pastor: Gewiß.

Junger Mann: Und da thäts auch solche Geschichten geben? Daß man allerhand so Sachen thun soll? Und was glauben soll?

Pastor (ernst): Ich weiß nicht, sind Sie wirklich so thöricht oder wollen Sie mich zum Besten halten? (Da der junge Mann peinlich verlegen wird.) Glauben Sie, wir sind Schlaraffen? Oder Leute, die thun und lassen dürfen, was ihnen beliebt? Oder deren Amt darin besteht, gegen die Katholiken feindsällig zu sein?

Junger Mann: Aber, Herr Pastor, es treten doch Andere auch über, und weil ich deutschnational bin . . .

Pastor: Daß Sie deutschnational sind, ist ganz schön von Ihnen, hat aber mit der Religion nichts zu thun. Nicht das Mindeste. Den, der nur aus nationalen Gründen übertreten will oder, weil es jetzt der Brauch und ihm alles Andere gleichgültig ist, Den nehme ich nicht an. Wir haben indifferente Protestanten schon genug, wir brauchen nicht noch neue dazu. Und wenn Sie meinen, junger Mensch, daß die evangelische Kirche weniger streng ist als die katholische, so iren Sie sehr! Sie schreibt vielleicht weniger Kirchengebote vor, um so unbedingt jedoch besteht sie auf Erfüllung der Gebote Gottes.

Junger Mann (bei Seite): So, da hat mans. Jetzt hab' ich alleweil gemeint, bei den Protestanten gleibts gar keinen. Keinen Gott nicht. Wenn Die auch so Sachen haben, nachher mag ich eh nicht.

Pastor: Gehen Sie heim, mein Guter, und werden Sie erst einmal Katholik. Wir sind so, daß uns gerade solche Leute am Liebsten wären, die auch in einer andern Kirche das Ihre gewissenhaft geleistet haben. Vor Allem verlangen wir die Sehnsucht nach Gott, wenn Sie mir so weit folgen können, den Glauben an Christus, seine Lehre und seine Gnade. Wir verlangen unter allen Umständen den festen, aufrichtigen Willen, nach der Lehre Christi zu leben. Gehen Sie mit Gott. Wenn Sie auch nichts von ihm wissen wollen: er führt Sie doch. Dieses Büchlein können Sie mitnehmen (er reicht dem jungen Mann das Evangelium).

Junger Mann: Dank' schön. Sind Geschichten drin? Schöne Geschichten?

Pastor: Wenns Ihnen einmal schlecht gehen sollte, dann lesen Sie manch-

mal ein Bißel drin. Vielleicht gefällt's Ihnen mit der Zeit. Und Ihren Gefoßen wollen Sie sagen, wenn Einer von ihnen etwa ähnliche Umwandlungen wie Sie haben sollte: der alte evangelische Pastor sei sehr ungnädig.

Junger Mann (macht eine Wendung; vor der Thür brummt er): Ein Pfaff wie der andere.

II.

Alter Mann: Wenn man nicht stören würde, hochwürdiger Herr Pastor? Rämlich, ich käme mit einem Anliegen.

Pastor: Nur immer voran. Ich stehe gern zu Diensten.

Alter Mann: Aber Sie dürften es kaum errathen, was hier einen Mann mit einundachtzig Jahren vor Ihre Thür führt.

Pastor: In allem Anliegen ist der Weg des Menschen zum Menschen ein guter Weg.

Alter Mann: Ich besorge nur Eines, Herr Pastor, daß Sie am Ende glauben könnten, mich ließe die Uebestrittsbewegung nicht schlafen; darf Sie wohl versichern, daß ich auch ohne die endlich einmal an diesem Punkt stehen mußte, wo ich stehe, obschon nicht zu leugnen ist, daß die Bewegung mich aufgemantert hat, mein langes Vorhaben auszuführen. Denn es ist ein langes Vorhaben, hochwürdiger Herr, aber man kommt schwer dazu. Sehen Sie, in jüngeren Jahren ist man für solche Sachen überhaupt gleichgiltig. Als Kind, allerdings, da steht die Religion obenan. Im Gymnasium beginnt's schon zu hupern. Es wird nicht gar viele gläubige Abiturienten geben, Herr Pastor. Und die Meisten behaupten, die Art des Religionunterrichtes sei daran Schuld.

Pastor: Leider; man hört Das so vielfach. Aber nehmen Sie doch Platz!

Alter Mann: Zu meiner Zeit zwar, aber Das ist schon lange her, konnte ich mich darüber nicht beklagen. Unser Religionlehrer hat die Glaubensgeheimnisse nicht zu beweisen gesucht, sein Unterricht war — ich möchte sagen — mehr evangelisch und gottinnig und so kam er über manche Klippen hinaus, an denen heutzutage der Glaube scheitert. Meine Söhne haben in den Mittelschulen so viel Dogmatik und Scholastik gehört, bis sie Atheisten geworden sind. Ganz atheistisch bin ich eigentlich nie geworden, aber gleichgiltig. Gott, Unsterblichkeit: es kann sein und auch nicht. Meinetwegen. Greifen wir halt einmal zu, was da ist.

Pastor: Wollen Sie sich denn nicht setzen, lieber Herr!

Alter Mann: Schön Dank derweil. Würde sogleich wieder müssen aufstehen. Es ist eben eine wichtige Sache. Erst wenn nach und nach das Alter kommt, wird man nachdenklich. Man beginnt, Kirchen zu besuchen, Predigten anzuhören. Wenn in thatkräftigen Jahren die Konfessionen oft nur von politischem oder sozialem Standpunkt aus erwogen werden, später prüft man sie nach dem religiösen und moralischen Werth und nach der Gemüthsrichtung hin. Nun, und da . . . Recht oft, Herr Pastor, bin ich während Ihres Gottesdienstes in einem versteckten Winkel Ihrer Kirche gestanden und habe — möcht' ich sagen — nach dem Wort Gottes gedürstet. Und habe die Gemeindeglieder manchmal fast beneidet darum, daß sie im Frieden des Christenthumes sitzen, während die Angehörigen anderer Kirchen immer in Konflikt sind zwischen Vernunft und Glauben, ja sogar — wie es jetzt wieder ist — zwischen ihrer Kirche und ihrer

Ration. Andere Gründe gab es auch noch und so habe ich mirs endlich vorgenommen, aber immer aufgeschoben und immer aufgeschoben. Es ist nicht so leicht, wie man meint, es ist Gewohnheit, Vorurtheil zu überwinden und endlich ist immerhin auch noch ein Bißchen Pietät vorhanden. Und wie nun diese Zeit kommt, wo so viel von Kirche und Uebertritt die Rede ist, da habe ich mir gedacht: muß doch Ernst machen. Brauchst ja nicht erst eine Weile abzuwägen, ob hier das Bessere oder dort das Bessere sei, nur Das lasse entscheiden, was nach deiner Ueberzeugung für dich das Bessere und Richtigere ist . . . Und deshalb wäre ich halt jetzt da, Herr Pastor.

Pastor: Nun, so brauche ich bei Ihnen wohl nicht erst zu fragen, ob Sie sich den wichtigen Schritt gut überlegt haben. Ihr statliches Alter — einundachtzig haben Sie gesagt — wird Sie wohl auch in Bezug auf unsere kirchlichen Lehrbücher der Pflicht entlasten . . .

Alter Mann: Bitte, so weit wäre ich allerdings vorbereitet. Wenn ein kleines Examinatorium beliebt aus dem Katechismus?

Pastor: Das giebt sich, lieber Herr. Wenn Sie den ernstlichen Willen haben, in unsere evangelische Kirche einzutreten — und behördlich wird ja auch nichts einzuwenden sein, sobald Sie die nöthige Anzeige gemacht haben —, so nehme ich Sie gern auf. Am Tage der Konfirmation werden Sie auch in aller Form eintreten in die Gemeinde.

Alter Mann (läßt sich nun in den ihm angebotenen Lehrstuhl nieder und schweigt, weil er vor Rührung nicht sprechen kann).

Pastor (reicht ihm bewegt die Hand).

Alter Mann: Ein Stein ist mir vom Herzen. Daß ich endlich auf gleich bin. Daß ich das Evangeliumbuch kann in die Hand nehmen und sagen: Jetzt bin ich ganz Dein.

Pastor: Ihnen brauche ich es auch nicht zu sagen, Freund, was ich Anderen zu sagen pflege, wenn sie aufgenommen werden: Nur die Liebe bringt mit und allen Haß laßet draußen. Laßet draußen auch das bittere Gefühl gegen die alte Kirche, das Euch ja manchmal beschließen haben mag. Ein Wenig Verdienst hat wohl auch sie um Euer Christenthum. Stellt Euch auch nicht vor, daß sie Eures Uebertrittes wegen Euch lästern und verfolgen werden. Denn sie selbst sagen: Dem, der es aus Ueberzeugung thut, sei nichts einzuwenden. Und wenn Ihr vorübergeht an dem katholischen Friedhofe, wo Eure Eltern ruhen und andere liebe Menschen, so schaut auf zu Dem am Kreuz, er streckt die Arme aus nach beiden Seiten! Freut Euch nun der Ruhe in Christo, unserem Heiland. Und wenn die Einsamkeiten des Alters kommen: Jesus, den Ihr freimüthig bekennet, steht bei Euch. In allen guten und schlimmen Tagen betet Ihr mit der Gemeinde und die Gemeinde mit Euch: Ein feste Burg ist unser Gott.

Graz.

Peter Rosegger.



Nietzsches Werk.

In den Schriften Nietzsches giebt sich die moderne Seele zu erkennen; jede ihrer Regungen spiegelt sich in diesen Schriften wieder, jede ihrer Stimmungen kommt darin zu Worte. Selbst die aphoristische Form, das Aufleuchten der Gedanken Nietzsches in Gestalt plötzlicher Eingebungen, erscheint wie ein Symbol der Hast und inneren Unruhe der Zeit und ihres Mangels an einheitlicher, geschlossener Anschauung der Dinge und des Lebens. Zwar bekämpft Nietzsche das moderne Bewußtsein in dessen wesentlichsten Richtungen, er stellt den Idealen der Zeit seine Gegenideale gegenüber; aber noch aus diesem Gegensatz heraus redet das moderne Bewußtsein. Die Waffen dieses „Kämpfers gegen seine Zeit“ sind ihm von der Zeit selbst geliefert worden: der Atheismus Schopenhauers, Darwins Entwidlungstheorie und, was man in der Philosophie den Positivismus nennt. Auch bekämpft man so leidenschaftlich nur, was dem eigenen Wesen zugleich entgegengesetzt und verwandt ist.

Eine Zeit lang hatte sich Nietzsche von den modernen Strömungen in Philosophie, Kunst und Politik ergreifen lassen. Er hat jede durchlebt, an ihr gelitten, sie bis an das äußerste Ziel verfolgt und sich aus allen befreit. Der Tiefe seiner anfänglichen Ergriffenheit entsprach die Plötzlichkeit, womit er sich losriß, und die Festigkeit der schließlichen Gegnerschaft. Er begann mit schopenhauerischem Pessimismus und sah nur in der tragischen Kunst die Rettung vor der Verneinung des Willens und die Rechtfertigung des Daseins. Er schwärmte für Wagner und das „ältere“ Griechentum und setzte überschwängliche Hoffnungen einer „deutschen Wiedergeburt der hellenischen Welt“ in das neue Deutsche Reich. Als eins der Werkzeuge dieser Kultur-erneuerung galt ihm die Zucht des preussischen Soldaten. Aus dieser Romantik seiner Jugend machte er sich mit jähem Ruck frei. Er wandte sich zur Aufklärung um und huldigte zeitweilig dem Geiste der Wissenschaftlichkeit. Im Erkennen schien ihm nun der Zweck des Lebens zu liegen, mit dem „großen Intellekt“ der Gipfel des Daseins erreicht zu sein. Nicht lange, — und er empfand, wie die Zeit selbst, Ungenügen am bloßen Wissen. Jetzt erst erwachte in ihm ein immer tiefer bohrender Argwohn gegen alle modernen Ideen, gegen deren Quellen und Grundlagen: das Christentum, die herkömmliche Moral. Er hatte den „Weg zu sich selber“ gefunden und dieser führte ihn immer ferner von den Zeitgenossen, aber immer steilere Pfade, auf die einsamste Höhe — neben dem Abgrund.

Der Grundton der Philosophie Nietzsches ist schrankenlose, leidenschaftliche Liebe zum Leben; wie in die Farbe des Lebens selbst getaucht, erscheinen die Gedanken und Sentenzen dieser Philosophie.

Nietzsche verherrlicht das Leben, das große, mächtige, aufsteigende Leben, —

das Leben, nicht nur, wie es war, wie es ist, sondern vor Allem, wie es werden könnte, durch uns werden könnte, werden soll. Eine vornehme Rede seines „Zarathustra“ lautet: „Was uns das Leben verspricht, Das wollen wir dem Leben halten.“ Es hat im Alterthum einen Philosophen gegeben, den man den „zum Sterben Ueberredenden“ nannte; Nietzsche ist der Philosoph, der zum Leben überreden will. Nichts ist vom Leben abzurechnen, nichts in ihm entbehrlich, am Wenigsten aber das große Schicksal, das große Leiden; Alles dient, Alles soll zu seiner Steigerung und Erhöhung dienen. Hat nicht die Zucht des Leidens allein, des großen Leidens, alle Erhöhungen des Menschen bisher geschaffen? fragt Nietzsche. Der tapfere und stolze Muth, womit er das eigene Leiden ertrug und bezwang, beweist, wie ernst es ihm war mit dieser Werthschätzung des Leidens in der Gesamtschätzung des Daseins. Nietzsche lehrt den Pessimismus der Lebensverneinung in den Heroismus der Lebensbejahung um; er ist der äußerste Gegensatz eines pessimistischen Philosophen. Er giebt dem Pessimismus das Thatsächliche, worauf sich dieser beruft, zu, zieht aber daraus entgegengesetzte praktische Konsequenzen. Gerade in den pessimistisch gedeuteten schlimmen Seiten des Daseins sieht er die stärksten Anreize, das Leben zu bejahen, tiefer zu erfassen, umfanglicher zu gestalten. Er will es, auch für sich selbst, immer schlimmer und härter haben und nicht ohne Gefahr leben. Die Freude, die Zarathustra auf Erden pflanzen möchte, ist die Freude des Schaffenden, nicht die des Genießenden, die Freude des Furchtlosen und Unerfahrenen, der das Leben ehret, weil es ihm den größten Widerstand entgegensetzt. Mit Sucht nach Genuß oder Trachten nach Behagen hat sie nichts gemein. Nichts lag der Natur Nietzsches ferner, nichts ist auch seiner Lehre so fremd wie jede Art von Zügellosigkeit. Wer ihn anders versteht und das Gegentheil aus seinen Schriften heraus hören zu können meint, hat ihn falsch verstanden, falsch gehört.

Mit dieser Verklärung des Lebens, diesem Lebensenthusiasmus Nietzsches hängt auch die aristokratische, individualistische Tendenz seiner Philosophie wesentlich zusammen. Nur der große Mensch vermag das große Leben zu ertragen, das Leben groß zu führen. Und soll das Leben gesteigert werden, so ist die höchste Entfaltung des Individuums die Vorbedingung dazu. Das Leben braucht zu seiner vollen Entwicklung die Vielheit der Typen, die Ungleichheit, den Unterschied des Ranges. Das „Problem des Ranges“ erschien Nietzsche eine Zeit lang als das wichtigste Problem, als das Problem des Lebens selber. Nicht um Glück oder Behagen: um Macht und Rang wird der Kampf des Lebens gekämpft; das Prinzip des Lebens ist der „Wille zur Macht“. Man muß den Willen haben, selbst zu sein, sich abzuheben, man muß, um es mit dem Worte zu sagen, das Nietzsche dafür geprägt hat: das „Pathos der Distanz“ haben. Nietzsche prophezeit einen neuen Adel, eine

kommende Aristokratie, nicht des Standes, noch weniger des Besitzes, sondern des Geistes und des Charakters. „Das Beste soll herrschen, das Beste will auch herrschen! Und wo die Lehre anders lautet, da fehlt es am Besten.“ In der demokratischen Nivellirung sieht Nießsche das Zeichen des Niederganges, des Verfalles nicht bloß des Staates, sondern des Menschen; und da er überzeugt ist, daß die Grundsätze der herrschenden Moral die demokratische Bewegung begünstigen und sanktioniren, so bekämpft und verwirft er diese Moral. Sein Kampf gegen die Moral entsprang nicht einem Haß gegen die Moral, sondern seiner Liebe zum Leben.

Nießsche will die Moral nicht einfach nur verneinen, er will sie überbieten, durch eine, wie er dasürhält, höhere Lebensordnung ersetzen. Es war nicht die Absicht des aristokratischen Denkers, die Menschen von Zucht und Autorität loszubinden, Sitte und Sittlichkeit, im gemeinen Sinne des Wortes, abzuschaffen. Nicht hinter die Moral zurück: über die bisherige Moral hinaus will sein Weg weisen. Die schon sprichwörtlich gewordene „blonde Bestie“ ist nicht ein Ideal Nießsches, sondern sein Symbol für den Menschen vor der Kultur, den Menschen der Natur, sein Symbol für eine prähistorische, prämorale Thatsache; was ihm daran anziehend erschien, ist die noch ungebrochene Kraft der Natur, nicht das Bestialische dieser Natur. Rousseaus Ruf: Zurück zur Natur! verwandelt sich in seinem Munde und nach seinem Sinne in ein: Hinauf zur Natur! Wohl mag er im Ungestüm des Angriffes das Ziel übersporen haben; aber, was er eigentlich beabsichtigte, ist für Jeden, der sehen will, deutlich zu sehen. Der Moral der Gleichheit, der „Sklavenmoral“, wie er sie nennt, stellt er seine Moral der Ungleichheit, des Privilegiums und der Rasse gegenüber; und diese „Herrenmoral“ wendet sich mit ihrer höheren Pflicht und Verantwortlichkeit nicht an die Menge, die „Vielzuidelen“, sondern an die wenigen Einzelnen und Außerdwählten, die sich von der Menge abheben, über sie erheben. Daß es noch darüber hinweg eine allgemein-menschliche Moral giebt, übersah Nießsche. Er kannte nur die moralischen Anschauungen seines „einzigen Lehrers“ Schopenhauer, mit dem Mitleid als Triebfeder, dem allem Leben Hohn sprechenden *neminem laede* als Grundsatz, und außerdem noch das Prinzip des allgemeinen Nuzens, der gleichen Wohlfahrt Aller. Das heißt: des Unrechts gegen die Ungleichen. Die Moral des durch die Vernunft autonomen Willens dagegen kannte er nicht. Das heißt: er wußte wohl davon, hatte sie aber nicht durchlebt. Eine „Umwertung aller Werthe“ ist ein unmögliches, der Geschichte widersprechendes Unterfangen; in Wahrheit handelte es sich auch bei Nießsche nur um eine Neuordnung der Werthe.

In den Ernst und die Schwere seiner Betrachtungen mischt der Dichterphilosoph leichte, hohe Töne. Zu einem „Spiel der Gedanken“ wird ihm

dann die Verkettung der Erlebnisse; die Nothwendigkeit nimmt die Maske der Grazie vor. Nietzsche will dem Dasein ästhetische Bedeutung geben, unseren Geschmack daran mehren. Die moralischen Urtheile verwandeln sich ihm unter der Hand in ästhetische Urtheile. Er will sich den „Anblick“ des Bösen nicht verkleiden lassen. Und wenn er sogar den Werth der Wahrheit „unwerthen“ möchte, so redet aus ihm die Vorliebe des Künstlers für die Illusion. Seinen Idealen gegenüber ist Nietzsche ohne allen Fanatismus.

Indem Nietzsche die Forderungen des Lebens immer höher trieb und den Blick auf künftige Möglichkeiten des Lebens hinauszuweisen ließ, gerieth er zuletzt über die Grenzen der Menschheit hinaus. Auch der größte Mensch mußte ihm nun zu klein erscheinen, die außers Höchste gespannten Forderungen zu erfüllen, den Ueberreichthum jener Möglichkeiten auszuschöpfen. Nur ein übermenschliches Wesen vermöchte über alles Leid, alle Schwere des Lebens zu triumphiren und, „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist“, in seinem Selbst zu umfassen, ohne zu zer scheitern.

So entwickeln die wesentlichen Gedanken Nietzsches: der aristokratische Individualismus, die neue Herrenmoral, das Uebermenschenthum, alle nur das eine Grundthema seiner Philosophie: die Verkürzung und Vergötterung des Lebens.

Die Aufgabe des Philosophen, wie Nietzsche sie erfaßte, verlangt, daß er Werthe schaffe, Ideale schaffe, das Wohin? und Wozu? des Menschen bestimme. Nietzsches Ideal heißt der „Uebermensch“. Den Namen mag Nietzsche unbewußt von Goethe, der ihn zweimal gebrauchte, entlehnt haben; er selbst will ihn „vom Wege aufgelesen“ haben. In seiner Philosophie hat der Glaube an den Uebermenschen die Stelle des Gottesglaubens zu vertreten; er ist der eine der beiden Glaubenssäule Nietzsches und seine „höchste Hoffnung“. Eine Art Begründung dafür entnimmt Nietzsche dem Darwinismus. Warum sollte die Entwicklung in der Natur beim Menschen Halt machen, warum muß der Mensch „die Ebbe dieser Fluth sein“? Haben nicht alle Wesen bisher Etwas über sich hinaus geschaffen? Erwägungen wie diese müssen sich auch Guyau aufgedrängt haben, der es beinahe selbstverständlich findet, daß die organische Entwicklung zu Lebensformen führen wird, ja, auf anderen Wohnstätten des Lebens schon geführt haben muß, die wir im Vergleich zu der menschlichen als göttliche bezeichnen würden. Zur Zeit der Konzeption des „Zarathustra“ zeigt sich Nietzsche ganz erfüllt, ganz beseligt von dem Glauben an den Uebermenschen, die Verkündung Zarathustras. Später, im „Antichrist“, muß er diesen Glauben wieder verloren haben; hier ist der Mensch „ein Ende“ und von der Ueberart des Menschen nicht länger die Rede. Wie von der Decke der Sixtina Gestalten, über das Maß des Menschlichen hinaus gesteigert, still und erhaben niederschauen, so zeigen

sich in der Vision Zarathustras die künftigen Herren der Erde, die Uebermenschen und Götter.

Nietzsche möchte die Entwicklung des Menschen zum Uebermenschen abgekürzt, beschleunigt sehen; sie soll nicht der unmerklich langsamen und wie zufälligen Wirkung der natürlichen Zuchtwahl überlassen bleiben, sondern durch die auslösende Kraft eines übermächtigen, überwältigenden Glaubens planvoll herbeigeführt werden, — durch die Kraft des Glaubens an „die ewige Wiederkunft“. In dem Kreislauf aller Dinge kehrt auch dieses unser Leben ewig wieder, dieses nämliche Leben: unser Leben — ein ewiges Leben. So lautet Nietzsches zweiter Glaubenssatz, die neue Unsterblichkeitslehre und zugleich die „höchste Formel der Bejahung“ des Lebens. Zwar irrte Nietzsche in dem Glauben, der Erste zu sein, der diesen „mächtigsten“ Gedanken, den Gedanken der Gedanken, wie er ihn nennt, gelehrt habe. Der Ursprung dieses Gedankens ist wahrscheinlich im Orient zu suchen und seit den Pythagoräern taucht er in der griechischen Philosophie immer wieder auf. Wohl aber ist Nietzsche der Erste, der von diesem Gedanken erschüttert wurde und mit ihm rang, bis er ihn sich „eingelebt“ hatte und nun selbst nach ihm begehrt, als nach der „letzten und höchsten Bestätigung und Versiegelung“ seiner Liebe zum Leben. Beweisbar oder auch nur in irgend einem Grade wahrscheinlich zu machen ist die „ewige Wiederkunft“ nicht; aus der Bemessenheit der Summe der Kraft in Verbindung mit der Unendlichkeit der Zeit, worin Nietzsche ihren Beweis suchte, kann sie nicht gefolgert werden, weil auch der Raum unendlich ist. Aber mag sie wahr sein oder nicht: schon der Gedanke ihrer Möglichkeit genügt nach Nietzsche, Den, der an sie glaubt, zu verwandeln. Die Frage bei Allem, was wir thun: Ist es so, daß wir es unzählige Male thun wollen?, ist das „größte Schwergewicht“, das auf unser Handeln gelegt werden kann. Der Glaube an die ewige Wiederkunft schafft den Willen, jedem Augenblick unseres Lebens ewigen Gehalt zu geben. Nietzsche sieht schon im Geiste durch den neuen Glauben ein stärkeres Geschlecht gezüchtet werden und aus diesem den Uebermenschen hervorgehen. Nur, wer sein Leben für ewig wiederholungsfähig hält, behauptet er, bleibe übrig; die nicht daran Glaubenden müssen ihrer Natur nach endlich aussterben. Der Glaube an die ewige Wiederkunft ist die Brücke zum Uebermenschen, nur der Glaube an den Uebermenschen macht den Gedanken der ewigen Wiederkunft erträglich: so hängen bei Nietzsche die beiden Glaubenssätze zusammen. Ueber seinen hohen Traum der Gottwerdung des Menschen vergaß der Philosoph, an die Gebundenheit alles menschlichen Lebens zu denken. Aber es ist nicht möglich, sich dem Eindruck der religiösen Stimmung in der Zarathustra-Dichtung zu verschließen. Denn im Grunde war Nietzsche eine religiöse Natur; er war zur Ehrfurcht geneigt und opferte sich seinem Werke; auch noch sein Atheismus hat religiöse Farbe und Gluth.

So berührt sich Nietzsche mit allen Tendenzen der Zeit, auch wo er ihnen entgegentritt oder über sie hinausstrebt. Die Geschichte des geistigen Lebens im letzten Drittel des Jahrhunderts kann nicht geschrieben werden, ohne daß man seine Schriften als unmittelbare Quelle zu Rathe zieht. Es ist leicht, seine Irrthümer zu sehen, ihm seine Widersprüche vorzuhalten, über die Schroffheit und Feindseligkeit mancher seiner Aussprüche Entrüstung zu zeigen; es mag auch nützlich sein, vor Mißverständnissen zu warnen, und mehr noch, dem Mißbrauch seiner Sätze entgegenzuwirken. Mehr und mehr aber wird man lernen, ihn aus dem Ganzen seiner Anschauungen heraus zu verstehen: als Den, welchen die Zeit nöthig hatte. Ihren Mängeln hält er seine Ideale entgegen. Er stellte ihr vor Allem den Grundwerth der Individualität, der starken, selbstigen Persönlichkeit, vor Augen und führte ihr die Gefahren des Gleichschäzens und Gleichmachens eindringlich zum Bewußtsein. Er, der Leidende, mußte sie erst wieder Liebe zum Leben lehren, zu Allem, was darin stark und groß ist, und gab ihr zugleich ein heldenhaftes Beispiel dieser Liebe. Die Tragik seines Lebens wird überstrahlt von der hochgemuthen Stärke seines Willens, der Heiterkeit seiner künstlerischen Seele. Sein Leben ist der einzige wahre Kommentar seiner Lehre. Und endlich: man wird ihn lesen und wiederlesen als einen der zwei bis drei ganz großen Stilisten unserer Sprache.

Lido-Venedig.

Professor Dr. Alois Riehl.



Im Automobil.

Automobilfahren ist eine eben so einfache Sache für uns wie das Lernen des A-B-C für einen Zulu. Man muß Alles versuchen — mindestens einmal —, sogar die Ehe; und so versuchte ich einmal, Raschist zu sein. Mein Ehrgeiz war durch den New-York-Herald geweckt worden: täglich verkündete er den Triumph der pferdelosen Wagen, die mit der Schnelligkeit von Blitzen das bewohnte Festland durchfliegen und dabei so einfach wie Kinderwagen aussehen. Als nun mein eben so begeisterter Freund Phelps, der Sohn von Walter Phelps, dem verstorbenen amerikanischen Gesandten in Deutschland, mir eine Automobilsahrt durch die Gasconne vorschlug, sprang ich vor Entzücken bis an die Decke und nahm sofort die erste Unterrichtsstunde im Feuermachen.

Alles schien fürchtbar einfach, Alles klappte, — wir konnten gar nicht begreifen, warum nicht jeder Mensch seinen Dampfwagen habe. Dabei war nicht viel zu lernen: man dreht einen Hahn rechts, einen Hahn links, steckt ein Streichholz an, beobachtet das Stundenglas, sieht, daß der Luftdruck in der Dellekammer gerade auf Dreißig steht, dann schiebt man den Hebel, — und Hals über Kopf fährt man leise, ohne jede Erschütterung, über den Erdboden, von Allen beneidet,

die vorbeigehen, — ein rühmlicher Zeuge der modernen Wissenschaft und des amerikanischen Erfindergeistes.

Einmal, allerdings während meines Unterrichtes, gab die Maschine ein Schnauben und Sprudeln von sich, hüpfte in die Luft und machte den Versuch, ein Fenster zu erklimmen. Doch Das war bloß eine Kleinigkeit; mein Rockärmel hatte zufällig den falschen Hebel gestreift. Das würde ja sicher nie mehr vorkommen.

Wheless und ich hatten den Vorzug eines sogenannten Kurfus in mechanischen Dingen beim guten alten Yale genossen, als wir noch Studenten waren, und wir hatten die Doktorwürde mit dem Dünkel erlangt, nun von all den hübschen wissenschaftlichen Sachen in der Physik Etwas zu verstehen. Unser Diplom verkündete in aller Form, daß wir die Mechanik wissenschaftlich vollkommen in unser Bewußtsein aufgenommen hätten. In der Praxis hatte ich von solchen Dingen nie etwas Anderes als einen Warmwasserapparat in Händen gehabt.

Bevor wir nun nach dem Süden von Frankreich abdampften, machten wir eine kleine Vorübung durch die londoner Straßen, am Themseufer auf und ab. Ich zeigte Wheless das Standbild von Thomas Carlyle, dem Manne, der alle Amerikaner und alle modernen Erfindungen haßte, dem Manne, der, nebenbei gesagt, verhungert wäre, wenn Amerika nicht seine Bücher gekauft und seinen Namen in England bekannt gemacht hätte. Gerade als ich mich über diesen Gegenstand in längerer Rede erging, kamen wir an einem Droschkenstand vorbei und begannen, die über den Fluß führende Brücke zu erklimmen. Die Kutscher grinsten und machten spöttische Bemerkungen. Darin sind die londoner Droschkenkutscher groß. Wir drehten uns um, blieben ihnen die Antwort nicht schuldig, waren aber froh, daß wir so schnell dahin flogen, ehe sie uns auf unsere witzigen Ausfälle die entsprechende Antwort geben konnten. . . Wir hatten uns verrechnet.

Die Maschine stand beim Abhang der Brücke still und war bald von einer Menschenmenge umgeben, von Kindern, Schlächterjungen, Straßenfeger, Ammen, Boten, — von unseren Freunden, den Droschkenkutschern, gar nicht zu reden. Ich setzte den einen Hebel in Bewegung, dann den anderen. . . Mitleidige Seelen boten uns lächelnd ihre Hilfe an. „Droschke gefällig?“ „Wünschen Euer Gnaden einen Strick zum Ziehen?“ „Sollen wir zur Rettungsgesellschaft schicken?“ Und so weiter. Jetzt merkte ich, daß wohl noch mehr Klappen und Hebel existieren mußten, als meine Schulweisheit sich träumen ließ. Schließlich kam es an den Tag, daß unser Feuer aus war; darauf heizten wir unseren Ofen wieder und dieses Abenteuer war zu Ende.

Unsere besonders gerühmte Maschine kam aus Amerika. Sie wog genau vierhundert Pfund und sah sehr einfach und zierlich aus. Ihre Schwester sollte das Felsengebirge oder den Popocatepettel erklimmen oder ähnliche Wunderthaten vollbracht haben. Wir waren in dem Gedanken vergnügt, mit dieser Meistermaschine die ganze alte Welt in Erstaunen versetzen zu können. Und ich glaube, es gelang uns auch. . . für ein Weilchen.

Wir beschloßen, unser Gefährt zu Wasser von London nach Bordeaux zu befördern. Das ist eine Entfernung von ungefähr 700 Meilen. Für die Maschine allein kostete der Transport 25 Dollars. Unser Schiff war der Albatros; er befördert Passagiere und Güter zu erstklassigen Preisen. Unsere viertägige Fahrt war höchst unerfreulich. Das Dampfboot erinnerte an die elenden kleinen Schiffe, auf die

man an der spanischen oder griechischen Küste vorbereitet ist; Wehnlisches unter der britischen Flagge irgendwo anzutreffen, hätte ich niemals geglaubt. Wir hatten genaue Anweisung gegeben: unsere Maschine sollte mit Packleinen bedeckt auf Deck untergebracht werden. Aber der Obersteuermann hielt es für richtiger, sie in den Packraum zu werfen, und als wir in Bordeaux landeten, hatten wir ein zertrümmertes Steuer, das uns eine anderthalbtägige Verzögerung und eine Reparaturrechnung von einigen zwanzig Dollars einbrachte. Aber wir sahen trotzdem heiter in die Zukunft.

Bordeaux ist ein interessanter Platz mit einem großen Dom, ist wegen seiner guten Küche und billigen Weine berühmt und unser Konsul war Richter Albion Tourgée, der vor einigen Jahren die Vereinigten Staaten mit seinem Buch „Die Botschaft eines Narren“ in Erstaunen versetzte. Er genießt den Vorzug, einen französischen Namen zu tragen; aber gerade deshalb kann sein Leben in Bordeaux kein sehr behagliches sein, denn er lebt mit der französischen Geographie auf gespanntem Fuße. Elsaß-Lothringen wird von ihm noch als französische Provinz betrachtet, Egypten als ein Theil von Aschoba angesehen und die Vereinigten Staaten sind für einen Pariser nur eine etwas entfernte, zu England gehörige Grafschaft. Bekanntlich wird der Yankee, der nach Frankreich kommt, gern mit allerlei Gespött, wie „english spoken“ und ähnlich geistvollen Bemerkungen, begrüßt. Phelps und ich verkleideten uns mit Glück; wir kauften für 50 Centimes Schnurrbartpomade und landesübliche Filzhüte. Wir kämten unsere Schnurrbärte so, daß sie gen Himmel strebten, und unsere Kopfbedeckung war so unenglisch wie möglich. Wir hatten uns entschlossen, falls es zum Außersten kommen sollte, französische Kravatten zu tragen; aber die Ausführung dieses heroischen Entschlusses blieb uns denn doch zum Glück erspart. Phelps warferte einen russischen Fürsten und ich schmeichelte mir, einem rumänischen Bojaren nicht unähnlich zu sein. Schließlich verließen wir Bordeaux, von Albion Tourgées Segenswünschen geleitet, und eilten der Stadt unserer wunderbaren Abenteuer zu. Die Maschine ging prachtvoll, wir waren vergnügt wie die Kinder und liebenswürdige Vorbefahren versicherten uns, Das sei sogar für einen Russen alles Mögliche: „Enfin, Monsieur, c'est tout ce qu'il y a de chic.“ Was blieb uns noch zu wünschen übrig?

Die erste Nacht verbrachten wir in Vangon, einem entzückenden kleinen Städtchen mit altem Schloß und malerischer Kirche, Häusern, die ausschließlich zum Vergnügen der durchreisenden Fremden ausgeschmückt schienen, und Vandeleuten mit schönen Haaren. Wir waren in einem Lande, wo sich spanisches und französisches Blut mischt, wo der Frauentypus sehr reizend ist, — und wir waren doch erst am Beginn unserer herrlichen Fahrt. Wir wußten nicht, wohin vor Freude. Es war fast zu schön, um wahr zu sein.

Das Abendessen war ausgezeichnet: sieben Gerichte und eine Flasche Wein für sechzig Centimes. Phelps wurde ganz bezaubert, er beschrieb seinem französischen Nachbarn, welche Wunderthaten ein Automobil verrichten könne, wie es die Berge bei Petersburg erklettert habe, wie die Wölfe von ihm in New-Yersey bei Moskau gejagt worden seien und wie er sein Leben und seine Maschine nur dadurch zu retten vermochte, daß er die ausgehungerten, wüthenden Bestien mit Petroleum begoß; auf diese Weise habe er viele tausend Wölfe getödtet und dafür eine Be-

lobigung der Regierung erhalten. An diesem Abend ging Jeder von uns seinen eigenen Weg; es war der letzte Abend, der uns als Automobilisten sah.

Und nun . . . Lassen Sie mich Allen, die in Frankreich Touren machen wollen, den wohlmeinenden Rath geben, sich einen Bädeler zu kaufen, die Lehren des Touring Club de France damit zu verbinden und sich den Schnurrbart tüchtig in die Höhe zu wischen!

Am nächsten Morgen war uns zu Ehren im Stallhof des Gasthauses zum Weißen Hof eine große Kundgebung. Der Hausherr war anwesend mit Frau, Schwiegermutter, vier Kindern, seinem Keffen und den Nachbarn und in sämtlichen Schulen schien der Unterricht ausgefallen zu sein; es giebt ja auch nicht alle Tage eine Gelegenheit, eine patriotische Kundgebung zu Ehren der französisch-russischen Verbrüderung zu veranstalten.

Phelps und ich hatten eine halbe Stunde lang Alles vom Schmutz gereinigt, die Baustheile frisch geölt, die Kanne neu gefüllt, in den Delbehälter Luft gepumpt und uns selbst von Kopf bis Fuß tüchtig mit Schlämm und Fett beschmiert. Unsere Situation war auch geeignet, uns das Blut ins Gesicht zu treiben, denn der Mechanismus war zum größten Theil außerhalb, unten am Boden des Behälters, angebracht, und um irgend Etwas zu sehen, mußten wir im Schmutz unter dem Boden der Maschine zeitweilig sogar auf dem Rücken liegen.

Der Haufe um uns wurde immer dichter, die Luft immer kräftiger mit Knoblauchgerüchen gemischt, das Licht wurde uns fortgenommen. Als ich so zwischen den Hähnen und Klappen herumtappte, muß ich aus Versehen wohl eine falsche Drehung gemacht haben, denn ich wurde plötzlich durch einen jäh hervorbrechenden, mit einer Flamme vermischten Dampfstrom, der mit lautem Knall aus dem Kessel herausbrach, geklenbet. Dann ertönte ein Weibergeschrei, ein Kindergeheul und wir vernahmen eigenartige gascogner Schimpfwörter, wie man sie aus Cyrano de Bergerac kennt. Dann hörte ich — sehen konnte ich nichts — eine Masse Holzpantoffeln einen munteren Tanz aufführen. Die hölzernen Pantoffel tanzten immer lebhafter, während ich an den Klappen herumtappte und eine zu drehen versuchte, gleichviel, welche; ich war in dieser Beziehung von edler Unparteilichkeit. Es dauerte eine Ewigkeit — die Dampf- und Delbäche sprudelten fort —, bis ich die Maschine wieder in ihren normalen Zustand brachte. Phelps und ich wissen bis auf den heutigen Tag noch nicht, was sich eigentlich damals begeben hatte. Aber wir waren zuversichtlich und guter Dinge, stiegen lächelnd aus unserem Del- und Schmutzbad und kletterten in unseren Kasten. Bald ließen wir Langon weit hinter uns und fuhr gen Bourdes, glücklich in dem Gedanken, jetzt, nachdem wir einige schlechte Erfahrungen gemacht hatten, müsse unsere Fahrt glatt und ruhig verlaufen. Wir waren ein paar Stunden von Langon fort, als ein gewisser Wassermangel sich bemerkbar machte und uns mahnte, rechtzeitig einen neuen Wasservorrath einzunehmen. Wir hielten gleich am Wege vor einem Bauernhause, borgten uns dort ein großes Gefäß und füllten unsere Kanne am benachbarten Quell. Dann ging es wieder lustig weiter und eine halbe Stunde lang hatten wir auch keine Unbequemlichkeit. Da aber ertönte aus der Maschine das Stöhnen einer verzweifelten Seele. Wir stiegen ab, guckten in die geheimnißvollen Eingeweide des Ungeheuers, sahen aber nichts als ein paar Tropfen, die vom Kessel herunterfielen. Wir fuhrten also wieder los; aber der Dampf wurde

immer dünner und schließlich kam es in einem kleinen Dörfchen zu einem völligen Stillstand. Der Name des Dorfes ist gleichgiltig, nicht aber dessen interessantester Einwohner, ein Weber, der in seinem kleinen Häuschen an einem Handwebstuhl arbeitete und sich des Besizes von Pferd und Wagen rühmte. Zu ihm kamen wir als Bittende: Würde er uns bis zum nächsten Städtchen ins Schlepptau nehmen? Er sah erst recht argwöhnisch aus; aber für eine entsprechende Vergütung ließ er schließlich seinen Webstuhl, ging aufs Feld zu seinem kleinen Pferdchen, gab ihm wohl noch etwas Futter und nahm uns schließlich ins Schlepptau. Wir müssen in unserem am langen Seil nachgeschleiften Automobil den Eindruck von eingefangenen Tollhäuslern gemacht haben.

Das kleine Pferdchen legte auf diese Weise acht anstrengende Meilen zurück. Inzwischen unterhielt der Fuhrmann sich leutselig mit uns, und da gerade Markttag war, fehlte es auch nicht an ermunternden Zurufen. Wir mußten noch so thun, als ob wir über die behagliche Art der Weiterbeförderung sehr entzückt seien. Mit gebrochenem Herzen kamen wir schließlich in Casteljaloux an, wo der mécanicien uns mit den verführerischen und tröstlichen Worten empfing, Kessel einer Lokomotive zu repariren, sei geradezu eine Leidenschaft von ihm. Und wann würde die Reparatur fertig sein? „O, sehr schnell, Messieurs, morgen bereits.“ Wir athmeten auf.

Wir ließen ihm drei Tage Zeit, nahmen inzwischen ein Billet dritter Klasse und fuhren nach den benachbarten Orten Pau, Biarritz, Bayonne u. s. w. Um die Schlösser und Kirchen-bekümmerten wir uns nicht viel, aber wir waren immer wieder von den herrlichen Wegen entzückt; wie köstlich würde die Fahrt werden, wenn der Kessel nur erst in Ordnung war!

Endlich kehrten wir nach Casteljaloux zurück und der große mécanicien sagte, Alles sei vorzüglich ausgebessert, wir könnten nun ruhig fahren. Die Reparatur kostete nur die Kleinigkeit von hundert Francs.

Wir machten Feuer an. Es kam Dampf aus den 250 Spalten der 250 Kessel-Röhren. Wir fragten, mit möglichst unmerkbarer ironischer Betonung, den großen mécanicien, ob Das der Beweis der vollkommenen Reparatur sei. Er war nicht kleimüthig. Kleine Schwierigkeiten beim Anschmelzen der Kesselröhre, nichts von Bedeutung, eine Winzigkeit; wenn wir ihm noch ein paar Stunden bewilligten, würde er die Sache in Ordnung bringen, absolument comme neuf. Wir überlieferten ihm wieder die Maschine. Diesmal gingen wir nach Toulouse und freuten uns einer gewissen ausgleichenden Gerechtigkeit in dem Gedanken, daß an dieser Stelle Napoleons Truppen von Wellington tüchtige Peinigel bekommen hatten. Wir schlugen die Zeit so gut tot, wie es eben ging, schlenderten nach dem Übungsplatz der Truppen, sahen eine Menge Soldaten das Kriegshandwerk lernen und waren entsetzt über die Menge Menschen mit unreiner Haut. Das selbe Erstaunen hatten wir bei einer prachtvollen Kirche und kamen überein, daß Frankreich durch den Uebergang in englischen Besiz unendlich gewinnen würde; Straßen und Kanäle würden dann wenigstens endlich einmal in Ordnung gehalten werden.

Nach weiteren zwei Tagen kam eine Depesche vom mécanicien aus Casteljaloux, die uns mittheilte, daß bis zur vollständigen Reparatur noch eine Woche vergehen werde. Schon waren zehn Tage hauptsächlich mit Warten vergangen;

und nun die Aussicht auf weitere zehn zu dem selben erfreulichen Zweck. Ein recht kostspieliger Scherz. Wir nahmen ein Eisenbahnbillet dritter Klasse nach Lourdes und beteten dort für eine schnelle Heilung unseres Kessels.

Zolas Buch über Lourdes hatte ich nicht gelesen; so war mir Alles neu, was ich sah. Da war eine herrliche Kirche und eine Grotte, wo die Jungfrau Maria einem gläubigen Bauernmädchen erschienen sein soll. Der religiöse Anstrich des Ortes hätte einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, wenn ich nicht so viel rein Weltliches und Geschäftliches gesehen hätte. Jeder, den man traf, hatte irgend Etwas zu verkaufen. Geistliche verkauften Ablass für begangene und zu begehrende Sünden, Kirchenbeamte trieben mit Wasser aus der sogenannten Heiligen Quelle einen schwunghaften Handel, Andere priesen den Ankauf von Wachsfäden und Rosenkränzen. Die Bäder brachten eine große Einnahme, die größte aber natürlich die Hotels, die unter den Häusern der Stadt die Mehrheit bilden. Der ganze Ort hat etwas theatralisch Aufgeputztes, das an die Ausschmückung einer deutschen Stadt am Vorabend eines Kaiserbesuches erinnert. Ich trank von dem geweihten Wasser, fand es recht gut, beklagte mich aber nachher bei meiner Wirthin, daß es mich von den Mikroben, die ich mir von den Philippinen mitgebracht hatte, nicht geheilt habe. Sie suchte die Ursache und sagte: Ma foi, c'est la faute de Monsieur! Es sei meine eigene Schuld, ich hätte eben nicht den richtigen Glauben. Alle, mit denen ich sprach, gute römisch-katholische Christen, aber keine Bewohner von Lourdes, redeten verächtlich über die Wunderstadt und sagten, daß es sich um eine rein geschäftliche Spekulation handle. Ich erlaube mir nicht, darüber eine Meinung zu äußern, — wenigstens nicht an dieser Stelle, in einem Aufsatz, der für vorsichtige Automobilisten bestimmt ist.

Wir waren am zehnten Februar von London abgefahren. Die ersten zehn Tage waren mit Reparaturen ausgefüllt.

Wären Monat nach der Abfahrt, als ich an mein Schreibpult in London zurückgekehrt war, bekam ich von Phelps einen Brief, aus dem ich ohne Erlaubniß ein paar berebte Sätze herauszuschreiben wage. Sie beziehen sich auf die selbe Maschine, die von ihm von Castelljaloux nach Mentone an der Riviera gebracht wurde.

„Ich versuchte, die Maschine zu beleuchten, aber die Klappen waren alle rissig, so daß wir fast eine Feuersbrunst erlebt hätten.“ „Zwei Maschinisten arbeiteten darüber den ganzen Tag; sie sagten, daß sämtliche Ventile in Unordnung seien.“ „Die Maschine kam gestern von Castelljaloux. Die Frachtkosten betragen fast 800 Francs. Mein Herz blutet. Es scheint, daß die Gesamtkosten unserer anderthalbtägigen Tour mindestens die Summe von 2000 Pfund ausmachen. Ich hoffe das Beste, bin aber doch etwas entmutigt.“

Soll dieses Ende der Sache nun den Automobilisten entmutigen? Durchaus nicht. Nur: unbekannter Freund, wer Du auch immer seist, versuche nie, mit Deiner Maschine auf Reisen zu gehen, — ja nicht! Mögen unsere Erfahrungen Dich warnen! Das Automobil ist ein famoscs Ding, wenn Du stets im Stande bist, durch Telephon einen kundigen Maschinisten herbeizurufen, der diese schwierige Sache genau kennt. Aber gehe nie, wenn Dir Deine Zeit, Deine Laune und Dein Geldbeutel lieb sind, über den Halbmesser seines schnell dahinrollenden Daseins hinaus!

Unser Mißgeschick ereignete sich noch dazu in einem Lande, das reich an Automobilen ist. Wie würde es uns in Rußland oder der Türkei ergangen sein?

Und doch war es keine vergeubete Zeit. Wir nahmen uns das Versprechen ab, nichts gegen das Automobil zu sagen. Es war eine kostspielige Erfahrung für meinen Gefährten. Wie oft wünschten wir, all das Griechisch und Lateinisch mit dem wir in der Schule vollgepfropft worden waren, in des Lebens Noth gegen etwas praktische Maschinenkunde umtauschen zu können!

London.

Poultney Bigelow.



Generalversammlung.

A eine hochgeehrten Herren Aktionäre! Im Namen meiner Kollegen vom Aufsichtsrath unserer Bergwerks- und Hütten-Gesellschaft habe ich die Ehre, Ihnen für Ihr zahlreiches Erscheinen auf unserer diesjährigen ordentlichen Generalversammlung bestens zu danken und Sie in den Festräumen des Direktionsgebäudes willkommen zu heißen. Ich kann Ihnen die angenehme Nachricht, die Ihnen bereits die Tagespresse verkündet hat, bestätigen, daß laut offizieller Meldung des deutschen Herrn Reichskommissars den Erzeugnissen unserer Hütten auf der pariser Weltausstellung ein erster Preis zuerkannt worden ist. Dieser Erfolg deutscher Arbeit wird uns ein Ansporn sein, auch fernerhin nur mustergiltige Waaren auf den Markt zu bringen und dazu beizutragen, daß dem deutschen Namen im Inland sowohl wie in unseren sämtlichen Exportbeziehungen Ehre und Anerkennung gezollt wird.

Soll Das aber für alle Zukunft möglich sein, dann brauchen wir eine starke deutsche Flotte, die den Handel auf allen Weltmeeren zu schützen und ihm den Weg zu neuen Absatzgebieten zu bahnen oder, wenn es noththut, zu erobern vermag. Unserem vollen Verständniß für die uns aus dieser Erkenntniß erwachsenden patriotischen Pflicht haben wir durch Beisteuer einer größeren Summe zu den Kosten der Flottenagitation Ausdruck gegeben. Dafür wurde uns die hohe Genehmigung zu Theil, daß die aus hohen Beamten, Marineingenieuren und Professoren der Nationaldolomie zusammengesetzte Reichsflottenkommission unsere Gesamtanlagen einer eingehenden Besichtigung unterzogen und hieraus die Ueberzeugung gewonnen hat, daß wir entsprechend unserer hohen Leistungsfähigkeit in erheblichem Maße zur Theilnahme an der Herstellung des neuen Marinematerials heranzuziehen seien. Nur der beispiellose Aufschwung der Konjunktur, an dem mitgewirkt zu haben wir uns schmeicheln können, ermöglichte es unserer Gesellschaft, sich immer kräftiger zu erheben und durch unablässige, wenn auch nicht ohne erhebliche Opfer durchführbare Verbesserung, Erneuerung und Erweiterung sämtlicher Anlagen eine fast unbegrenzte Arbeitslast zu bewältigen und auf der ganzen Erde Ruhm und Ehre zu ernten.

Durch die von uns regelmäßig veröffentlichten Monatsausweise unserer Kohlenzechen ist Ihnen eine Uebersicht über die stetigen Fortschritte im Wachsthum dieser Abtheilung unseres Unternehmens gestattet worden. Ohne je die Förderung einschränken zu müssen, konnten wir, da uns glücklicher Weise auch

äußere Störungen erspart blieben, unsere Erzeugung gegen das Vorjahr, das doch schon so überaus glänzende Ergebnisse geliefert hatte, abermals steigern und die über den eigenen Bedarf hinausgehenden Mengen, dank unserer Zugehörigkeit zum Kohlen Syndikat, vollständig und glatt absetzen. Eben so konnten wir aus den ohne Mühe durchgesetzten Preiserhöhungen vollen Nutzen ziehen. Auf unserer neuen, im Ausbau begriffenen Zeche Borussia ist der eine Schacht fast bis zur nöthigen Tiefe abgebohrt und auch mit dem anderen geht es kräftig vorwärts, so daß nach Vornahme der Cuvelage die Fertigstellung rasch erfolgen und mit der Förderung noch im Laufe dieses Jahres begonnen werden kann. Wenn wir auch nicht die geringsten Befürchtungen wegen der künftigen Gestaltung des Kohlennachfrages hegen, so müssen wir doch auf das Verhafteste bedauern, daß die preussische Staatsregierung auf das Verlangen einer unverständigen Menge hin sich zur Einführung des Rohstofftarifes für ausländische Kohlen von den Seehäfen und Umschlagplätzen des Seeverkehrs aus gleich auf die lange Dauer von zwei Jahren entschlossen hat; denn es hätte wohl genügt, auf ein paar Monate diese aus dem Rahmen eines geordneten Tariffsystems hinausfallende Maßnahme zu bewilligen. Falls in Jahresfrist der Kohlenverbrauch der Industrie eine Verminderung erlähre, so würde sie natürlich immer noch mit Vorliebe unser vortreffliches, im Inlande gewonnenes Product verwenden; hier würde ihr aber eine solche Absicht durch den vom Staat erleichterten Wettbewerb der ausländischen Kohle erschwert werden und wir könnten es ihr schließlich nicht verdenken, wenn sie dem billigeren Material den Vorzug gäbe. Insbesondere muß uns die rasche Beendigung des amerikanischen Kohlenausstandes bedenklich stimmen, zumal angesichts der ernstlichen Vorbereitungen, die in den Vereinigten Staaten für die Herstellung einer eigenen Flotte getroffen sind, die ausschließlich zum Export der dort gewonnenen, in ihrer Qualität hochwerthigen Kohle bestimmt sein soll. Die Interessen der heimischen Produktion würde die wohlweise Staatsregierung, der es nicht entgangen sein kann, daß selbst ober-schlesische Eisenwerke schon unter den heutigen unbefriedigenden Frachtoverhältnissen amerikanische Kohle verfeuern, unzweifelhaft besser gewahrt haben, wenn sie sich mit einer jeder Zeit widerruflichen oder doch nur kurzfristigen Ermäßigung der Tarife für ausländische Kohle begnügt hätte. Ich bitte, auch die Gefahr, die uns von dem schottischen, bekanntlich in Deutschland, besonders bei den Gasanstalten, sehr beliebten Product droht, nicht gering zu schätzen. Einer von gut unterrichteter Seite ausgehenden Mittheilung entnehme ich, daß die schottischen Kohlenpreise, die heute in den meisten Relationen den Wettbewerb mit dem westdeutschen Erzeugniß nicht aufnehmen können, unzweifelhaft den Zenith überschritten haben, zumal in den mittleren englischen Grafschaften, wo durch die Betriebseinstellung vieler Baumwollspinnereien der Verbrauch eine nennenswerthe Einschränkung erfahren hat. Den Hauptkonsumenten müssen jetzt bereits Konzessionen vom Tagespreise gemacht werden, wenn sie sich geneigt zeigen sollen, neue Verträge abzuschließen. Wir hoffen und wünschen aber, daß zunächst Amerika mit England die Kräfte messen möge, bevor die beiden Länder die Grenzen unseres Reiches mit Massenangeboten zu überschreiten versuchen.

„Wir erspähen den Tag, seit der westwärts,“ aus dem wir aus Amerikanische Gespenst als nah herangerückt erkennen müssen, seit die Vertreter der Stahl-

Schienenwerke in den Vereinigten Staaten den bisherigen Kartellpreis von fünf- unddreißig Dollars, den wir unseren Konkurrenzberechnungen stets zu Grunde gelegt hatten, mit einem Schlage um neun Dollars ermäßigt haben, um nur überhaupt den Fortbestand des Schienenkartells zu sichern. Zum Glück sichern uns alte Bestellungen noch auf mehrere Monate hinaus einen Auftragsbestand zu guten Preisen; bedauerlich ist dabei allerdings, daß Spezifikationen nur langsam eingeholt werden können. Wenn wir uns entschlossen haben, hier und da auf unseren Werken Feierschichten einlegen zu lassen, so folgen wir damit nur dem Beispiel der mit uns in Verbänden vereinigten Kollegen und sind überzeugt, dem Besten der Gesamtindustrie zu dienen, der nicht daran gelegen sein kann, unablässig die Erzeugung zu erhöhen, wenn sie nicht auf der Stelle Abnahme findet. Immerhin haben wir einstweilen nur einen Hochofen ausgeblasen, um eine Ueberfüllung unserer Lager zu verhüten. Wenn auch die Thätigkeit eines zweiten Ofens ruht, so liegt dieser Thatsache nur die zufällige und vorübergehende Erscheinung zu Grunde, daß zur Zeit gerade die Ausführung einiger größeren Reparaturen nothwendig geworden ist. Unsere Puddelerei soll nur am Freitag und Sonnabend jeder Woche feiern. Wir vermeiden auf diese Weise eine Entlassung von Arbeitern und sichern uns für jeden Bedarfsfall ihre Kraft.

Sie werden uns Recht geben, wenn wir nicht leblich, um beschäftigt zu sein, Preisnachlässe bewilligen. Wir würden dadurch nur die Verbraucher zu der hoffentlich trügerischen Hoffnung veranlassen, demnächst noch billiger anzukommen und daher nur spärlich ihre Bestellungen zu erteilen. Leider hat die Industrie selbst es verschuldet, daß eine in Wirklichkeit wohl kaum gerechtfertigte pessimistische Anschauung der Lage des Eisenmarktes bei Verbrauchern und Händlern vorherrscht. An der düsseldorfer Börse wird nämlich neuerdings Stabeisen sowohl in Schweißeisen wie in Flußeisen überhaupt nicht mehr notirt. Dieser bedauerliche Umstand verleitet nur zu leicht zu der Anschauung, als ob offiziell anerkannt würde, daß es in diesen Eisensorten an jeglicher Nachfrage fehle. Wir hoffen jedoch, die Ungunst der Zeiten aushalten zu können, wenn nur die traurige Lage unserer Feinblechwalzwerke beim Halbzeugverband einige Berücksichtigung fände. Material ist im Ueberflusse vorhanden, die Hilfsbedürftigkeit der Werke steht außer allem Zweifel. Wir hofften, bei Gewährung einer Bonifikation durch die Ausfuhr die überschüssigen Vorräthe abzustößen, haben aber mit einem entsprechenden Antrag beim Vorstand kein Gehör gefunden. Sie werden sich daher auf eine vollständige Einstellung dieser Betriebe gefaßt machen müssen.

Darum liegt aber kein Grund vor, an der Zukunft unseres Unternehmens zu verzweifeln. Es wird, um ihm die in den letzten Jahren erzielte Prosperität zu sichern, nur nöthig sein, die Zurückhaltung der Händler zu brechen, die ihre Mitarbeit an dem Gedeihen der Industrie auf das äußerste Maß zu beschränken fortgesetzt bestrebt sind und dadurch einen beträchtlichen Theil der Schuld an der jetzigen gedrückten Lage haben. Denn daß die Stagnation, in der sich der deutsche Eisenmarkt zur Zeit befindet, unberechtigt ist und also auch die Händler nicht beeinflussen darf, ergibt sich aus der Fülle und vollkommenerer Arbeiten, die zum Theil erst vor einigen Monaten auf den verschiedenen Gebieten der nationalen Wirtschaft begonnen haben, durch die eine große Zahl von Kräften in Bewegung gesetzt ist und die dem Nationalvermögen einen Verlust von vielen Millionen

aufzulegen würden, wenn sie nicht ihrem Zweck vollständig zugeführt werden sollten. Die Interessen unserer die Weltmeere überbrückenden Politik, ja, der Name Deutschlands als erster Industriemacht der Welt stände auf dem Spiel, wollten wir nicht auf der betretenen Bahn rüstig und unentwegt fortschreiten und die bald fertigen Projekte vollständig durchführen.

Sie wissen, meine hochgeehrten Herren, daß auch in unseren Etablissements so manche Arbeit ins Werk gesetzt ist, die der Vollendung harret, um dem Gesamtunternehmen reiche Früchte zu tragen, die aber in ihrem unfertigen Zustand ein totes Kapital darstellt, ohne auch nur den geringsten Zins für die in sie hineingestreckten Summen zu bringen. Mit Rücksicht auf diese anhergewöhnlichen Verhältnisse, die aber die Gewähr künftigen sicheren Gedeihens in sich tragen, erlaube ich der Aufsichtsrath, Ihnen hierdurch den Vorschlag zu unterbreiten, daß Sie ihm gestatten, die für eine Dividendenzahlung auf Grund der leztjährigen Gewinne in Aussicht genommenen Beträge dem Unternehmen selbst wieder zuzuwenden und zur Durchführung der noch der Erledigung harrenden Arbeiten innerhalb unserer Betriebsanlagen zu benutzen. Durch die Opferwilligkeit, mit der Sie auf Ihren diesjährigen Dividendenauspruch verzichten, dienen Sie für alle künftigen Jahre am Sichersten dem Gedeihen und der fortschreitenden Entwicklung unserer stolz dastehenden und jeder Föhlichkeit gewachsenen Gesellschaft.“

Eynkeus.



Die Bahn des Lasters.

„Na, nu mach doch man!“

„Ach, was soll ich denn da? Ins Metropol is besser.“

„Quatsch! Doch nich vor halb Zehne. Ich glaube ja gar nicht, daß er da is. Sein Bruder wollte heute kommen. Der is bei der Regierung. Ein hohes Thier, sagt er. Da gehts denn nich. Ich will nur auf alle Fälle mal reinkuden. Is es nichts, dann fahren wir bis Nollendorff zurück und nehmen von da 'nen Taxa. Lange früh genug. Aber nu mach man! Es geht ja los!“

Es ging wirklich los. Der Schaffner zog den Klingelstrang, blickte vorsichtig zum Kupferdrocht empor und notirte dann die Abfahrtszeit. Mit hartem Ruck setzte der elektrische Wagen der Westlichen Vorortbahn sich in Bewegung. Und in der lezten Sekunde war auch die Zögernde, von der älteren Freundin zärtlich Bedrängte außs Trittbrett gesprungen.

Noch ist der Wagen ziemlich leer. Eine behäbige Münchenerin, die schon mehrfach gefragt hatte, ob sie hier auch wirklich nach Halensee komme. Ein paar berliner Madams mit großen Paketen. Born in der Ecke, gleich hinter dem Fahrer, ein alter Herr, der eine hochkonservative Zeitung liest. Der borstige Schnurrbart, der nur die Mitte der Oberlippe bedeckt, ist pechschwarz gefärbt, schlecht gefärbt, nach verschollener Sitte. Runde Papageienaugen, die aus

einem runzeligen, gelben Gesicht, streng und doch unruhig umherpähen. Und ein etwas aufgeschwemmter Swell mit Cylinder und erbsenfarbigem Paletot; zwei Durchzieher auf den Waden; hoher Kragen und Napoleonbinde; goldenes Kettenarmband à la Guillaume. Sehr müde und stumpf.

Jetzt weht ein scharfes Parfum in den Wagen. White Rose. Nicht gerade schön. Aber vorher hatte es noch weniger schön nach anständigen Leuten gerochen. Und nach Eßwaaren. Wohl von den berliner Madams.

Ruß eigentlich das Laifer immer besser riechen als die Tugend? Vielleicht ist es ein Naturgesetz. Dann ist nichts dagegen zu wachen.

Die Freundinnen hatten ihre Plätze gegenüber dem gedunsenen Swell gewählt, der aber bei ihrem Rahen die trägen Lider nur ein Wischen hob. Alle Uebrigen richteten ihre Augen auf die Gestalten der neuen Fahrgäste.

Sie waren nicht häßlich anzusehen. Die Eine trug einen Covercoat-paletot ohne Taille, darunter ein englisches Kleid, tailor made, auf dem Kopf einen Gainsboroughhut, dessen Federn tief in die Stirn wippten. Das paßte nicht recht zusammen, sah aber hier nicht übel aus. Und bei jeder Bewegung rauschte und knackte das Seidenfutter. Am Halschluß der Taille drei große Perlen. Ein Armband mit vielen Münzen. Das Gesicht sorgfältig zurecht gemacht. Gewelltes Haar, hinten ganz breit, die Schminke nicht zu dick aufgetragen. Lange amerikanische Stiefel. Schwedenhandschuhe nach Louvrestil. Die Zähne nicht unfein; schmale Lippen. Eine Börse aus Goldmaschen an einer Hängekette. Regenschirm mit emailirter Krücke. . . Die Andere war jünger und einfacher angezogen. Schwarzes Tuchkleid, nicht aus einem theuren Geschäft. Dazu, am ersten Oktober, ein heller Canotierhut. Ein echt berlinisches Hinterhausgesicht; nicht sehr frisch, troy der Jugend, aber noch ungeschminkt, nur mit Coldcream und Puder bedeckt; kurze Oberlippe, dreiste Augen. Drei Zeichen beginnender Eleganz: ein Collier aus Jockelschweifen; ein goldenes Gliederarmband mit Cabochor-smaragdverschluß; ein gut gearbeitetes Gebiß, das beim Lachen sichtbar wurde. Und die so Geschmückte lachte gern. Wahrscheinlich hatte ihr erstes vornehmes Verhältnis ihr gesagt, Bahnläden seien nicht kleidsam, nicht standesgemäß für ein Fräulein, das sich dem hohen Beruf geweiht hat, nach Wonne dürstende Männer zu laben.

Die berliner Madams witterten so was und sahen stocksteif. Ein Wondarm mit blauem Attendedel in der Hand stieg auf und streifte die Mädchen mit Kennerblick. Was diese Leute nur immer in ihren Attendedeln haben? . . . Der Swell brütete still vor sich hin. Der Mann mit den Papageienaugen aber war noch unruhiger als vorher geworden. Er hatte seine Zeitung neben sich auf die Bank gelegt, den Krückstock ans Kinn gestemmt und starrte, als habe er Aehnliches nie geschaut, wie gebannt auf die Kömmlinge aus einer fremden Welt. Die Rästern gebläht wie bei Athemnoth.

Die Freundinnen sind kreuzvergnügt und schwagen so laut, als ob keines Sterblichen Ohr sie hören könne. Von Schramm in Wilmersdorf, wo gestern die Jüngere war. „Ordinar!“ Vom Wintergarten, wo in diesem Jahr nichts Rechtes los ist. Von Oskar, den sie nach China kommandirt haben.

„Du: drei Jahre sollen sie bleiben, ist ihnen gesagt worden; dann werden sie abgelöst. Alle! Und Das kam so schnell . . . Ich schrieb Rohrpost an ihn und den! Dir: sein Papa hat den Brief geöffnet! Sonst ließ ich mir die Adresse immer von Alex schreiben. Du weißt doch: der Junge meiner Wirthin. Es gab mit dem Alten dollen Krach.“

So ging es fort. Nach Oskars Schicksal kamen die neuen Anschaffungen dran. Die Jüngere zog den Handschuh aus, um der Freundin die letzte Quartalsberrungenschaft zu zeigen: einen breiten Goldreif mit Saphir. Die Hand war dürr, aber sehr gut gepflegt, mit ovalen, sorgfältig polirten Nägeln.

Die Münchenerin sahien sich über diese Vorgänge sehr zu amustren. Sie hatte gegen die Mädchen in der Duftwolke offenbar nicht das geringste Ressentiment, freute sich, daß sie in der großen Weltstadt auch solche Geschöpfe einmal zu sehen bekam, und fand ihre naive Prozederei nur komisch.

Neue Jahrgäste. Darunter zwei feine Damen. Sicher aus preussischer Offiziersfamilie. Sehr schlank, sehr einfach, sehr decidirt und von oben herab. Als sie sich setzten, hatten sie innerlich schon beschlossen, die schlechte Gesellschaft auf der Bank trüben gar nicht zu sehen.

Das ging aber nicht so leicht. Erstens hatte das Fräulein das Unglück, daß ein kleines Packet ihrer Hand entglitt. Die mit dem Sainsborough wollte zeigen, daß man auch Lebensart hat, bückte sich und hob es auf. Das Fräulein nickte kurz und nahm das Packet nicht aus der Hand, die es ihr bot, sondern erst von der Bank, auf die es die darob ganz verblüffte Covercoat-dame legen mußte. Zweitens machten die Mädchen sich immer bemerkbarer. Sie sicherten, tuschelten einander ins Ohr und lenkten durch Heiterkeitsausbrüche absichtlich die Aufmerksamkeit auf sich. Ein fremdes Element war in den bürgerlichen Vorortbahnwagen gedrungen und Jeder mußte dazu Stellung nehmen.

Im Grunde war auch Jeder interessiert. Das sind Solche!

So nah sieht man sie selten. Dieser Luxus! Ist's nicht eine Schmach und Schande, daß man hier dicht neben Solchen sitzen muß? Sie haben die besten Kleider und Hüte, den schönsten Schmuck, schminken sich, räuchern sich ein, daß eine anständige Frau daneben wie eine Vogelscheuche erscheint.

Die Münchenerin kannte sich aus. Frauenzimmer giebt's überall. Warum nicht, wenn die Männer so ekelhaft sind und ohne solche Mädchen nicht leben können? Schließlich sind es ja auch Menschen; und Dienstmädchen sein oder an der Schreibmaschine hocken, ist hart. Und daß sie sich hier mehr aufpußen als an der Zfar, kann ihnen Keiner verdenken. Es wird ja verlangt.

Die Militärdamen haben bei der Kaffeekanne gehört, daß es in der guten Gesellschaft Herren giebt, die Verhältnisse haben; natürlich nur, bevor sie heirathen. Das sind gewiß solche Mädchen. Wahrscheinlich bezahlt irgend ein jüdischer Millionär, mit dem sie abends ausgehen, ihre Kleider. Ein widriger Gedanke. Mama hat Recht, wenn sie sagt, das Moderne erzeuge ihr einfach Uebelleit. Aber so ist es nun mal, man muß sich damit abfinden und ein preussisches Edelräulein muß jeder Lage gewachsen sein. Früher, in der Garnison, als Papa noch Pferde hielt, konnte Einem Das nicht passiren. Aber schließlich . . . Das jüngere Fräulein lachte zuerst. Nur nicht thun, als sei man genirt; nur unbefangen.

Genirt wollen auch die Freundinnen nicht scheinen. Sie fühlen die Verachtung ringsum; und ihr Naturrechtsstolz erwacht. Sind sie nicht gut angezogen, tadellos sauber vom Wirbel zur Zehe? Ist ihre Schuld, daß sie hübschere Sachen, reicheren Schmuck haben und ihren Leib besser pflegen als die Anderen? Haben sie sich nicht sehr anständig benommen und dem Schaffner zwei Zehnpenniger als Trinkgeld gegeben? Dürfen sie etwa nicht lustig sein? Warum denn nicht? Die Miethe ist bezahlt, der Schneider wartet bis Neujahr und trotz der schlechten Börse giebt es immer noch Leute mit blauen Lappen. Ist es nicht sehr anständig, daß sie die Elektrische benutzen? Nützig hätten sie ja nicht. Und vor der guten Gesellschaft ist ihr Respekt schon lange nicht mehr allzu groß. Die kennen sie. Bis sehr hoch hinauf. Einer wie der Andere. Nur die Unterwäsche ist verschieden. Alle erzählen, wenn man erst intimer geworden ist, von ihren Familien. Mit welcher verheiratheten Frau der Alte früher verkehrte. Daß er im Regiment als der größte Schürzenjäger bekannt war. Was für 'ne Figur die älteste Schwester hat. Hopfenstange. Und wie Baronin Hinz und Gräfin Kunz an der Riviera angeblich den Nachtzug veräumte, um noch ein paar Stündchen beim Liebsten zu haben, während der Gemahl im Kasino pointirte . . . Aus Anekdoten wird leicht Geschichte. Und die vor die Thür Gewiesenen schließen aus einzelnen Geräuschen gern auf die Art der ganzen Gesellschaft, die sich drinnen vergnügt.

In beiden Lagern wächst die Kriegsstimmung. Die Anständigen wollen beweisen, wie unausstehlich ihnen die wider ihren Willen aufgezwungene Gemeinschaft ist, die Unanständigen, wie ruhig, vergnügt und sicher sie sich im Bewußtsein ihrer Daseinsberechtigung und ihrer guten Manieren fühlen.

Der Gefährte staret noch immer. Wenn irgendwo gefichert wird, fährt er zusammen. Lacht man über ihn, vor dem morgens das Bureau zittert? Er blinzelt unsicher umher, läßt den Krückstock sinken, fällt aber gleich wieder in die Hypnose . . . Solche! . . . Das muß unsinnige Summen kosten.

„Ach, können Sie nicht etwas ventiliren, Schaffner? Die Luft ist so schlecht.“

„Du, mein Sandringham is alle geworden. Aber White Rose is auch fein. Von Lohse. Echt englisch.“

„Na, ob! Eugen nimmts immer. Du: und gestern war auch der Graf wieder mal da, der so nach Parfum is. Du weißt doch: Der von der Kriegsschule.“

Geflüster. Nach dem Grafen scheinen die abgetragenen Handschuhe der Altpreugin dranzukommen. Die Jodeldame will sich vor Lachen ausschütten. Ihre Freundin zieht langsam den rechten Schweden aus und ergößt sich dann damit, ihn wie ein Fähnchen zu schwenken.

„Gott, Mathilde, Das kann heutzutage Jedem passieren. Diese Geschöpfe verstehen es eben nicht besser!“

„Laß man, Kora! Die haben so was eben noch nie gesehen!“

„Knefedeckstraße!“

„Du, hier bin ich damals mit dem Rad so gestürzt. Gerade da drüben. Drei Wochen im Klinik gelegen. Das war 'ne Zeit! Nachher hat Jean mir zum Trost ein Cleveland geschenkt.“

Die Militärdamen waren am Ziel ihrer Fahrt, rafften die Pakete zusammen und schritten erhobenen Hauptes hinaus. Kora wisperte hinter ihnen her: „Sieh mal den weiten Rod! Wie altmodisch!“

Der Swell erwachte endlich aus seiner Lethargie und musterte durchs Monocle die Nachbarschaft.

„Na, Paula? Ich denke, Du gehst nie tanzen?“

„Woher kennen Sie . . .“

„Donnerstag früh, Café Boulevard, mit dem Dicken!“

„Ach, sind Sie Der mit James? Sie wollten mir doch ein Billet fürs Friedrichwilhelmstadt schicken, Sie altes Schenfal!“

Leiser, aber vergnügter Gedankenaustausch zu Dreien. Der Aufgeschwemmte erzählt, wer die Damen drüben waren. Sogar entfernt verschwägert mit ihm. Zwischen den geschiedenen Volksschichten giebt es also doch Beziehungen, die sichtbar werden, wenn die Nacht hernieder gesunken ist.

„Ringbahnbrücke Halensee!“

Alles steigt aus. Auch der Mann mit den Papageienaugen, der sich scheu, wie an einer furchtbaren Gefahr, an den Mädchen vorüberschiebt. Dabei verbirgt er ängstlich die in einst gelben Zwirn gehüllten Hände und schlürft noch einmal, zum Abschied, den süßen Duft einer fremden Welt in die Nästern.

In der Ekstase hat er die Abendzeitung liegen lassen. Ein langer Leitartikel. Weder China noch Neunahr-Ladenschluß. Theaterzensur.

. . . „Und deshalb werden wir uns nie dem Ruf der jüdischen Presse anschließen, die für ihre sogenannte Kunst ein besonderes Recht verlangt. Mögen Atheisten, mag die rothe und die goldene Internationale sich auf Goethe berufen: wir berufen uns auf lange Jahrhunderte preussischer Tradition. Noch herrscht Recht und Sitte in unserem Reich, noch ist unser Volk gesund und wir loben das Bemühen der Regierung, wenn sie es vor dem Anblick gemeiner Lasterbilder bewahrt, die jedem sittlich empfindenden Menschen . . .“